

mo

SOS
Mitmensch

MAGAZIN FÜR
MENSCHENRECHTE NR. 75

FRAUEN-DOSSIER
HARTE LEBENSWELTEN

KOMMENTAR
PSYCHOLOGIE DES
RECHTSEXTREMISMUS

NEUE OBFRAU
ZEYNEP BUYRAÇ
IM INTERVIEW

INA JOVANOVIĆ UND SCHWESTER EBRA:
WAS KANN HUMOR?

KOLPORTRAGE DAVON 1,50 EURO
3,00€

Was MO-Kolporteur:innen erleben

Illustration: P.M. Hoffmann, Text: Thyra Veyder-Malberg



P.M. Hoffmann / Thyra Veyder-Malberg

SOS
Mitmensch

JETZT SPENDEN!
IBAN: AT12 2011 1310 0220 4383
BIC: GIBAAWXXXX

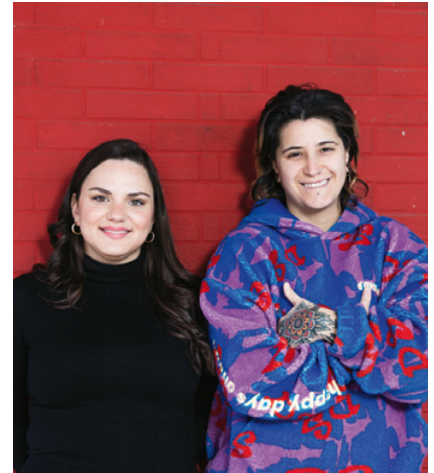


Foto: Karin Wasner

Das MO-Magazin traf die beiden Comedians Ina Jovanovic und Schwester Ebra zum Gespräch über Humor, Frauenpolitik und die männerdominierte Comedy-Branche in Österreich.

Liebe Leser:innen,

das MO-Magazin greift gerne Themen auf, die sonst oft untergehen. So fragen wir im aktuellen Dossier: Welchen Lebensrealitäten müssen sich Frauen heute (noch) stellen? Die Comedians Schwester Ebra und Ina Jovanovic erzählen, wie sie sich trotz Online-Hass behaupten und welche heilsame Wirkung Humor für Menschen mit Migrationsbackground hat. Zu Besuch waren wir auch bei den „Nachbarrinnen“, die Frauen aus der Isolation holen, und haben bei Hemayat gefragt, was traumatisierten Frauen hilft. Die syrische Journalistin Nour Al-Ahmad berichtet von der weiterhin angespannten Lage für Mädchen und Frauen in Syrien. Ronya Alev weist in ihrem Kommentar darauf hin, dass Frauen bis heute erschwerten Zugang zur Sozialhilfe vorfinden. Da der Sommer vor der Tür steht, haben wir auch bei Festivalveranstalter:innen nachgefragt, welche Maßnahmen sie setzen, damit es zu keinen Übergriffen kommt und alle Besucher:innen entspannt feiern können.

Eine wichtige Lektüre angesichts der bevorstehenden Wahlen ist auch der Gastkommentar des Sozialpsychologen und Psychotherapeuten Klaus Ottomeyer. Er beschreibt, wie rechtsextreme Identitätskonzepte nicht nur demokratie-, sondern auch gesundheitsgefährdend sind. Und last but not least heißen wir unsere neue Kolumnistin Vanessa Spanbauer willkommen, die Ihnen spannende Beiträge zu Diversität, Feminismus und Migration liefern wird.

Anregende Sommermonate wünscht Ihnen
Milena Österreicher, Chefredakteurin



Foto: Nadja Riahi



Foto: Yasmina Haddad



Illustration: P. M. Hoffmann

Einstieg

- 2 CARTOON**
MO und der Gender Pay Gap.
- 3 EDITORIAL**
- 6 NACHGEFRAGT ...**
... bei Direktorin Karin Höller über ihr Engagement für ihren abgeschobenen Schüler Andria.
- 7 HANDLUNGSBEDARF**
Kinder in Not.
- 8 SOS MITMENSCH: NEWS**
Ute Bock Preis 2024 / Das Gemeinsame zuerst! / Online-Benefizauktion / Pilot-Projekt zu Wahlausschluss von Schüler:innen

DOSSIER: Frauenleben

- 10 „KEINE KUNST, SEXISTISCHE WITZE ZU MACHEN“**
Die Comedians Ina Jovanovic und Schwesta Ebra im Interview.
- 14 EIN KERN, DER NACH FREIHEIT SCHREIT**
Die Initiative „Nachbarinnen“ holt Frauen aus der Isolation.
- 16 IM STÄNDIGEN KRISENMODUS**
Traumatisierte Frauen finden Unterstützung bei Hemayat.
- 19 DAS HERZ IN HÄNDEN**
Journalistin und Podcasterin Nour Al-Ahmad im Gespräch über die Lage für Mädchen und Frauen in Syrien.
- 22 SCHUTZ BESSER UMSETZEN**
Wie Sexarbeiterinnen besser geschützt werden müssen.
- 24 HEIKLE ZONEN**
Sommerzeit ist Festivalzeit, doch diese sind nicht für alle sicher.

Welt

- 26 „DIESES JAHR IST EIN KNACKPUNKT“**
Zeynep Buyraç im Gespräch über das besondere Wahljahr und ihre Ziele als neue Vorstandsvorsitzende von SOS Mitmensch.
- 30 IDENTITÄT ALS IRRLICHT**
Sozialpsychologe Klaus Ottomeyer über Demagog:innen und die Psychologie des Rechtsextremismus.
- 34 PROTEST GOES KULTUR**
Wenn sich Kultur und Protest erfolgreich vereinen.
- 36 „SIE VERTRAUTEN UNS NICHT“**
Über die schwierige Wohnungssuche für geflüchtete Menschen.

Rubriken

- 39 SERVUS ALAYKUM**
Kolumne von Menerva Hammad: Gott und die Welt.
- 40 KOLUMNEN**
Martin Schenk: Unauffällig
Philipp Sonderegger: Droge Polizeipräsenz
Vanessa Spanbauer: Die Win-lose-Situation
- 42 DOSSIERMEDIEN**
Geradegerückt / Die Wut, die bleibt
- 43 MEDIEN**
Diana & Charlie / Podcast Große Töchter / Dorothea / untertan / Brot und Rosen / Delikt Abtreibung
- 46 ANDERE ÜBER ...**
Kommentar: Ronya Alev über den erschwerten Zugang zur Sozialhilfe für Frauen und Menschen mit Behinderung.

Poolbar

Nischen bis Pop

>> Delfine im Pool, Schmetterlinge im Bauch >>> Infos >>>> poolbar.at

BBNOS
 Bombay Bicycle Club
 Calexico!
 Cari Cari
 Dragonforce
 Fink
 Gayle
 Kaffkiez
 Klangkarussell
 Molden&Seiler feat.
 das Frauenorchester
 SamPa9ne
 Testament
 Tony Ann
 Tones And I
 Waxahatchee

> 04.07. - 11.08.2024

- | | |
|----------------------------|--------------------------------------|
| Anda Morts ----- 🎵 | SaY Yes Do9 ----- 🎵 |
| Anna St. Louis ----- 🎵 | Sirens of Lesbos ----- 🎵 |
| Baiba ----- 🎵 | Skofi ----- 🎵 |
| Betterov ----- 🎵 | Sound@V ----- 🎵 |
| BiPolar Feminin ----- 🎵 | Stefanie Sar9na9el ----- 🎵 |
| Brant Bjork ----- 🎵 | SYlosis ----- 🎵 |
| Cousines Like Shit ----- 🎵 | Ta9ebuchslam ----- 🎵 |
| DJ Krush ----- 🎵 | Telquist ----- 🎵 |
| DYSE ----- 🎵 | The Warning ----- 🎵 |
| Earth Tongue ----- 🎵 | Timber Timbre ----- 🎵 |
| Fiio ----- 🎵 | Uche Yara ----- 🎵 |
| Fjort ----- 🎵 | Wie9edood ----- 🎵 |
| Havok ----- 🎵 | ... |
| HecksPoiler ----- 🎵 | Viele mehr! |
| Ja. Panik ----- 🎵 | |
| Jeanny ----- 🎵 | Public Viewing:
EURO 2024 ----- * |
| Julia Alexa ----- 🎵 | |
| Leftovers ----- 🎵 | Special:
Skate Jam ----- * |
| Lena & Linus ----- 🎵 | Fußballturnier ----- * |
| Lotte ----- 🎵 | Street Food ----- 🍷 |
| Marder4000 ----- 🎵 | Markt ----- 🍷 |
| MilleniumKid ----- 🎵 | |
| Milliardien ----- 🎵 | Jede Woche:
DJ Parade ----- 🎵 |
| Nand ----- 🎵 | Jazzbrunch ----- 🎵 |
| Nekro9oblikon ----- 🎵 | WorkshoPs ----- 🎵 |
| Nnella ----- 🎵 | Yo9a ----- 🎵 |
| Nnoa ----- 🎵 | OPen Air Kino ----- * |
| Of Horses And Men ----- 🎵 | Poolquiz ----- 🎵 |
| Oh Alien ----- 🎵 | |
| Ok.Danke. Tschüss ----- 🎵 | |
| Orbit ----- 🎵 | |
| Resi Reiner ----- 🎵 | |

> 04.07. - 11.08.2024 >



**IN DEINER WG IST
 EIN ZIMMER FREI?**

**Vermiete dein freies Zimmer an
 eine geflüchtete Person. Wir
 kümmern uns um alles und finden
 die perfekte Mitbewohner:in für
 dich!**

hallo@fluechtlinge-willkommen.at
 www.fluewi.at



Brillen.manufaktur[®]

NACHGEFRAGT

„Schwer für mich mitanzusehen, wenn ein Kind zurückgelassen wird“

Karin Höller, Direktorin der Volksschule Bruck in Salzburg, setzt sich bis heute für ihren Schüler Andria ein, der im Februar nach Georgien abgeschoben wurde. Sie machte sich vor Ort ein Bild davon, wie es der Familie mittlerweile geht.

INTERVIEW: MILENA ÖSTERREICHER

Seit wann kennen sie Andria und seine Familie?

Die Familie lebte seit sieben Jahren in Bruck im Flüchtlingsheim. Sie hatten zuvor ihr Haus und ihr ganzes Hab und Gut in Georgien verkauft, denn bei der Tochter war eine Meningitis von ärztlicher Seite nicht erkannt worden. Sie ist seither spastisch gelähmt und hat auch eine geistige Beeinträchtigung. Die Familie kam in der Hoffnung nach Österreich, dass sie hier Hilfe bekommen könnte. Tragischerweise entdeckte man hier dann auch noch Brust- und Gebärmutterhalskrebs bei der Mutter. Die Tochter bekam eine Therapie, sie braucht aber weiterhin 24-Stunden-Betreuung. Der kleine Andria ist mit seinen damals zwei Jahren in den Kindergarten gegangen. Dann ist er zu uns in die Volksschule gekommen, wo er nun in die dritte Klasse gegangen ist – bis er und seine Familie im Februar nun abgeschoben wurden, da sie kein Asyl und auch kein humanitäres Bleiberecht bekommen hatten.

Sie sind kurz darauf selbst nach Georgien geflogen, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Wie geht es der Familie inzwischen?



Ich habe mich ein paar Tage von der Schule beurlauben lassen und bin mit 1500 Euro nachgereist, die ich privat gesammelt hatte. Die Familie hat ja nichts mehr dort. Momentan können sie in einer desolaten Plattenbauwohnung vom Bruder des Vaters wohnen, aber der Zustand ist furchtbar. Es gibt tagelang keinen Strom oder kein Wasser. Gerade für die Versorgung der Tochter ist das katastrophal. Sie ist mittlerweile 27 Jahre, aber kann nicht mal alleine auf die Toilette gehen.

Ich mache mir aber vor allem auch Sorgen um Andria. Er scheint sehr depressiv zu sein. Er sagt, er vermisse die Schule und seine Freunde, besonders aber auch das Fußballspielen im Verein in Bruck. Er ist ein großes Fußballtalent, er war der Beste unserer U10 und hätte laut Trainer eine Fußballkarriere probieren können. Andria wird wahr-

scheinlich im September einen Platz in einer Privatschule bekommen, aber das ist auch eine finanzielle Frage. Er kann jedoch auf Georgisch weder lesen noch schreiben. Wir haben versucht, ihn privat stundenweise über Whatsapp und Zoom weiter zu unterrichten, doch das schaffen wir einfach nicht mehr. Wir haben mittlerweile auf Facebook die Infoseite „Hilfe für Andria und seine Familie“ sowie ein Spendenkonto eingerichtet, um die Familie weiterhin zu unterstützen.

Was bewegt Sie zu diesem Engagement?

Es ist für mich sehr schwer mit anzusehen, wenn ein Kind so zurückgelassen wird, weil es quasi durch das reguläre System fällt. Generell glaube ich, dass wir in Österreich manchmal keine Ahnung davon haben, welches Glück wir hatten, hier geboren worden zu sein, und in welchem Wohlstand wir leben.

Werden Sie noch mal nach Georgien reisen?

Ich hätte es im Sommer vor, habe aber gerade erst die Schulleitung übernommen und sehr viel zu tun. Das werde ich dann erst spontan entscheiden können.

HANDLUNGSBEDARF

Kinder in Not

Immer mehr Kinder in Österreich wachsen in Armut auf. Gleichzeitig kracht das Bildungssystem. Wo bleibt die „Koste es, was es wolle“-Politik für Kinder?

TEXT: ALEXANDER POLLAK

Die neuen Zahlen zur Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung in Österreich sind alarmierend. Der Anteil der Menschen, die erheblich materiell benachteiligt sind, ist innerhalb nur eines Jahres von 2,3 Prozent auf 3,7 Prozent stark angewachsen. Die Betroffenen können sich viele Ausgaben des täglichen Lebens nicht leisten. Der Anteil der Menschen, die von Ernährungsarmut betroffen sind, liegt sogar noch höher. Ernährungsarmut bedeutet, dass bei der Qualität der Nahrung große Abstriche gemacht werden oder sogar Mahlzeiten unfreiwillig ausfallen müssen. Vor allem gegen Ende des Monats reicht das Geld oft nicht mehr für gutes und ausreichendes Essen. Zu den Hauptbetroffenen zählen Kinder und Jugendliche. Diese befinden sich, wenn sie von Armut betroffen sind, gleich in einer doppelten Armutsfalle: Sie wachsen zum einen unter extrem schwierigen materiellen Bedingungen auf, was negative Folgen für die Bewältigung ihres Alltags hat. Zum anderen geraten sie aber auch im österreichischen Betreuungs- und Bildungssystem ins Hintertreffen, weil dieses nicht darauf ausgerichtet ist, benachteiligte Kinder gezielt zu fördern

und ihnen zumindest einen Hauch von Chancengleichheit zu gewähren. Die Auswirkungen dieses institutionellen Defizits auf den weiteren Lebenslauf der Kinder, aber auch für die Gesellschaft als Ganzes sind verheerend. Was sagt und tut die verantwortliche Politik? Die Bundesregierung ist gespalten. Sozialminister Johannes Rauch sagt, er wolle ein Modell für eine gesamtösterreichische Kindergrundsicherung ausarbeiten lassen, mit einer Kombination aus Geld- und Sachleistungen (wie etwa warmen Mahlzeiten in Betreuungseinrichtungen). Familienministerin Susanne Raab macht demgegenüber Druck auf Wien. Nicht für eine Verbesserung der Versorgung der Kinder und Jugendlichen, sondern für eine Kürzung der Sozialhilfe für Kinder. Denn in Wien sind für Kinder höhere Sozialhilfesätze vorgesehen als in den anderen Bundesländern. Der Familienministerin ist das ein Dorn im Auge. Zudem spricht sie sich dafür aus, dass Personen, die weniger als fünf Jahre in Österreich leben, niedrigere Sozialhilfesätze erhalten sollen, spricht: Sie sollen in dieser Zeit, wenn sie Sozialhilfe benötigen, in tieferer Armut als bisher leben. Ein zynischer Ansatz.



Illustration: Petja Dimitrova

Doch es gibt auch noch eine zweite große Baustelle. In vielen Kindergärten und Schulen kracht es an allen Ecken und Enden, weil es an Personal fehlt. Auch Räumlichkeiten sind teilweise Mangelware, insbesondere in Ballungsräumen. Darunter leiden ganz besonders jene Kinder, die Förderung dringend brauchen würden. Gerade für diese Kinder stehen, wenn überhaupt, oftmals nur Halbtagesbetreuungsplätze zur Verfügung. So geraten sie noch mehr ins Hintertreffen.

Dabei liegen die Lösungen längst auf dem Tisch: Eltern benachteiligter Kinder brauchen von früh an finanzielle, beratende und begleitende Unterstützung. Und armutsbetroffene Kinder brauchen ausreichend institutionelle Förderung. Dazu muss die Kinderbetreuung viel rascher und radikaler als bisher ausgebaut und deutlich verbessert werden. Denn die ersten Lebensjahre haben entscheidenden Einfluss auf die weitere Zukunft.

Das alles kostet Geld. Doch noch viel mehr kostet es, den Kopf in den Sand zu stecken und weiterzumachen wie bisher. Eine „Koste es, was es wolle“-Politik bei der Förderung von Kindern tut dringend Not!

ZIVILCOURAGE

Ute Bock Preis an Imam Demir, Rabbiner Hofmeister und Verein „Nachbarinnen“



Preisträger:innen des Ute Bock Preises 2024 von SOS Mitmensch

In einer bewegenden Zeremonie im vollen Wappensaal des Wiener Rathauses ging der diesjährige Ute Bock Preis für Zivilcourage von SOS Mitmensch an Imam Ramazan Demir und Rabbiner Schlomo Hofmeister sowie an den Verein „Nachbarinnen“.

Imam Demir und Rabbiner Hofmeister erhielten die Zivilcourage-Auszeichnung für ihr gemeinsames Auftreten gegen Antisemitismus und Muslimfeindlichkeit. Zusammen gehen sie in Schulen, um Vorurteile abzubauen und

für gegenseitigen Respekt zu werben, unabhängig von Herkunft oder Religion. Gerade angesichts des eskalierenden Nahostkonflikts ist ihr couragierter Einsatz von besonderer Bedeutung. Der Verein „Nachbarinnen“ wurde für den außerordentlichen Einsatz zur Selbstermächtigung von Migrantinnen geehrt. Die „Nachbarinnen“ sind professionell ausgebildete Frauen mit eigener Fluchterfahrung. Sie suchen isoliert lebende Menschen mit Flucht- oder Migrationserfahrung aus den eigenen

Communitys auf, unterstützen sie zur Selbsthilfe und holen sie erfolgreich in die Mitte unserer Gesellschaft. Seit über zehn Jahren leisten sie tagein und tagaus diese nicht nur wichtige, sondern auch sehr wirkungsvolle Integrationshilfe.

Die Reden bei der Preisverleihung im Wiener Rathaus hielten Diakonie-Präsidentin Dr.in Maria Katharina Moser und Bundeskanzler a. D. Dr. Franz Vranitzky. Die Zivilcourage-Preise von SOS Mitmensch waren heuer mit insgesamt 3.000 Euro dotiert.

GESELLSCHAFT

Das Gemeinsame zuerst!

Gemeinsam mit Amnesty International Österreich, der Diakonie Österreich und der Volkshilfe Österreich hat SOS Mitmensch die Initiative „Das Gemeinsame zuerst“ gestartet. Es geht dabei um einen eindringlichen Mahnruf an die Politik, ihre ureigentliche Aufgabe nicht zu vergessen: nämlich die Zukunft positiv zu gestalten, nicht Frontenbildung zu betreiben und zu spalten!

Hintergrund ist das politische Entscheidungsjahr 2024 und die zahlreichen Krisen, die unsere Zeit prägen. Politische Kräfte, die versuchen, einen Keil



Start der Initiative „Das Gemeinsame zuerst“

zwischen die Menschen zu treiben, erleben gegenwärtig vielerorts Aufwind. Umso wichtiger ist eine starke Zivilgesellschaft, die sich dem entgegenstellt. Ziel ist es, den Zusammenhalt zu stärken. Wir wollen, dass in unserem seit

jehrer von Vielfalt geprägten Land an einer gemeinsamen positiven Zukunft gearbeitet wird. Und wir wollen allen entschieden entgegentreten, die unsere Demokratie durch Aufhetzung und Spaltung schwächen wollen. Nur gemeinsam sind wir stark!

Prominente Persönlichkeiten wie Adele Neuhauser, Cornelius Obonya, Barbara Stöckl, Hilde Dalik, Omar Khir Alanam und Manuel Rubey unterstützen die Initiative. Unterstützen auch Sie mit Ihrer Unterschrift „Das Gemeinsame zuerst“ auf der Webseite www.das-gemeinsame.at!

KUNST FÜR MENSCHENRECHTE**Online-Benefizauktion zeitgenössischer Kunst vom 25. Juni bis 4. Juli 2024**

Top-Tipp für Kunstliebhaber:innen: Vom 25. Juni bis 4. Juli 2024 findet die 24. Benefiz-Kunstauktion zugunsten der Menschenrechtsarbeit von SOS Mitmensch statt, bei der es auch heuer wieder heißt: „Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten – geholfen!“ Unter diesem Motto können mehr als 115 Arbeiten von knapp 100 erstklassigen Künstler:innen für einen guten Zweck ersteigert werden. Wir freuen uns u. a. über Werke von Renate Bertlmann, Andrea Bischof, Erwin Bohatsch, Gunter Damisch, Veronika Dirnhofner, Jakob Lena Knebl, Peter Kogler, Valentin Oman, Arnulf Rainer und Otto Zitko. Herzlichen Dank an alle Künstler:innen und privaten Sammler:innen, die uns Werke zur Verfügung gestellt haben!

DEMOKRATIE**Pilot-Projekt von SOS Mitmensch zu Wahlausschluss von Schüler:innen**

Im Rahmen des Projekts „Pass Egal Wahl an Schulen“ werden im Juni von SOS Mitmensch an der Wiener Schule Anton-Krieger-Gasse Demokratie-Workshops zum Thema Wahlausschluss gehalten. Über 50.000 Jugendliche können bei der Nationalratswahl 2024 mangels österreichischer Staatsbürgerschaft nicht wählen, obwohl sie im Wahlalter von 16 Jahren oder älter sind. Was bedeutet das für den Demokratieunterricht? Das Pilotprojekt umfasst zwei Workshops, die gemeinsam mit der Agentur „Müllers Freunde“ und der Arbeiter-



Arnulf Rainer, „Morgenrot“ (aus der Serie „Traumland“), 1998

Das Dorotheum startet die Online-Auktion am 25. Juni um 10 Uhr unter www.dorotheum.com/sos. Die Versteigerung der Kunstwerke läuft bis 4. Juli um 17 Uhr.

Wir freuen uns, wenn Sie die Möglichkeit nutzen, die Werke auch live zu besichtigen. Dies ist am Dienstag, den 2. Juli, von 9 bis 20 Uhr und am Mittwoch, den 3. Juli, von 9 bis 19 in der Aula der Wissenschaften, Wollzeile 27a, 1010 Wien, möglich.

Der anschließende Nachverkauf läuft bis 25. Juli. Es besteht der Vorteil der steuerlichen Absetzbarkeit. Bitte fragen Sie dazu Ihre:n Steuerberater:in oder Ihr Finanzamt. Alle Details und Werke finden Sie auf unserer Webseite:

www.sosmitmensch.at.

Wir freuen uns über Ihre Gebote!

Vier Bundesländer informieren Staatenlose

Wien hat Anfang des Jahres auf Anregung von SOS Mitmensch als erstes Bundesland eine Webseite zur Information von Staatenlosen eingerichtet. Jetzt folgen Tirol, Steiermark und Salzburg. Die Landesbehörden informieren über das dreijährige Zeitfenster, das hier geborenen Staatenlosen für eine erleichterte Einbürgerung zur Verfügung steht.

60 Prozent sehen Gefahr durch Rechtsextremismus

Eine aktuelle Gallup-Studie zeigt: 60 Prozent der Österreicher:innen sehen in Rechtsextremismus eine „sehr große“ oder „eher große“ Gefahr für die Demokratie. 27 Prozent schätzen die Gefahr als „eher gering“ und nur neun Prozent als „sehr gering“ ein. Für viele ist klar: Unsere Demokratie braucht jetzt Schutz vor Rechtsextremismus!

SOS Mitmensch hat neuen Vorstand

Die seit vielen Jahren menschenrechtlich und antirassistisch engagierte Schauspieler:in Zeynep Buyraç ist zur neuen Vorsitzenden von SOS Mitmensch gewählt worden. Weiters im neuen ehrenamtlichen Vorstand vertreten sind die Migrationsforscherin Judith Kohlenberger, der Richter Oliver Scheiber und die Organisationsberaterin Sabine Zhang.



Zeynep Buyraç ist neue Vorsitzende von SOS Mitmensch

EN

Stand, 71/74



„ES IST KEINE KUNST, SEXISTISCHE WITZE ZU MACHEN“

Die Comedians Ina Jovanovic und Schwesta Ebra im Gespräch über die männerdominierte Comedy-Branche, verbesserungswürdige Frauenpolitik und die heilsame Wirkung von Humor für viele Menschen mit Migrationsbackground.

Interview: Naz Küçüktekin

Fotos: Karin Wasner

Wer ist lustig? Worüber darf gelacht werden? Wann werden Grenzen überschritten? Gehör finden oft nur die Stimmen der großen Namen der Comedy-Branche, die in Österreich immer noch meist autochthone Männer mittleren Alters sind. Das MO-Magazin bat mit Schwesta Ebra und Ina Jovanovic zwei Comedians zum Gespräch, die diesem Profil trotzen.

Swesta Ebra, die bürgerlich Ebru Sokolova heißt, stammt aus einer Familie, die der türkischen Minderheit in Bulgarien angehört. Sie wuchs im niederösterreichischen Waldviertel auf. Mittlerweile lebt sie in Wien. In ihrer Kunst, ob Comedy oder auch Musik, spricht sie oft über Sexismus oder Rassismus.

Ina Jovanovic ist als Tochter eines serbischen Vaters und einer bosnischen Mutter in Klagenfurt aufgewachsen. Seit 2014 lebt sie in Wien. Für die Comedy-Karriere gab sie ihren Job in der Bank auf. All das gibt ihr Stoff für ihre Auftritte.

MO-Magazin: Mittlerweile haben einige Menschen mit Migrationsgeschichte über Social Media oder Initiativen wie den „Politically Correct Comedy Club“ den Einstieg in die Comedy-Branche geschafft. Verändert sie sich dadurch?

Ina Jovanovic: Wenn man sich Line-ups von vor zehn oder 20 Jahren anschaut, waren das nur Männer. Es verändert sich schon etwas, es wird diverser, aber nur sehr langsam.

Swesta Ebra: Es wird für etablierte Künstler schon unbequemer. Einfach weil Menschen darauf hinweisen, dass es nicht witzig ist, sich nur über Frauen lustig zu machen. Ich finde, es ist keine Kunst, sexistische Witze zu machen. Die Gesellschaft ist sowieso sexistisch. Von daher ist das wirklich nicht so genial oder kreativ. Es ist umgekehrt viel schwieriger, nicht-diskriminierende Witze zu machen.

Jovanovic: Es ist schon ein Problem, dass es weniger Frauen als Männer in der Branche gibt. Wir werden erzogen damit, dass Frauen nicht lustig sind. Dieses Klischee hält sich sehr hartnäckig. Frauen müssen überhaupt mal auf die Idee kommen, als Comedian auftreten zu wollen. Es gibt kaum weibliche Vor-

bilder. Der Einstieg ist sehr schwierig und denen, die sich trauen, wird dann das Leben schwer gemacht.

Inwiefern wird es ihnen schwer gemacht?

Jovanovic: Bei Einladungen zu Shows ist es oft so, dass es zum Beispiel fünf Plätze gibt, und nur einen davon bekommt eine Frau. Wenn eine dabei ist, heißt es dann, wozu noch eine zweite einladen.

Schwesta Ebra: Der Mythos, dass es immer nur eine geben kann, wird von Veranstaltern sehr stark forciert. Ich bin aktuell mehr online unterwegs und da merkt man auch, dass Männer sehr schnell als genial gelten, wenn sie „objektiv“ lustig sind. Wenn aber eine Frau spricht, kannst du sicher sein, dass ein Großteil der Kommentare negativ oder belächelnd ist. Da kommt dann oft dieses „Ach, Frauen und Humor“.

Inwiefern beeinflusst euer Background auch eure Inhalte?

Jovanovic: Ich erzähle generell viel aus meinem Leben, also auch über Dating zum Beispiel. Aber mein Migrationshintergrund ist schon sehr präsent. Er gibt ehrlich gesagt auch sehr viel her. Viele können sich damit gut identifizieren.

Schwesta Ebra: Es ist einfach witzig, wenn man im Kollektiv darüber lachen kann, dass man 20 Stunden mit dem Auto in die Türkei oder nach Bulgarien gefahren ist. Irgendwo ist es auch ein gemeinsames Heilen, über Sachen, die Menschen wie wir durchgemacht haben, zu lachen.

Müsste das nicht fast die Mehrheit machen, wenn man allein schon bedenkt, dass jede zweite Person in Wien einen Migrationshintergrund hat.

Schwesta Ebra: Sicher. Österreich ist ein Einwanderungsland mit einer sehr heterogenen Gesellschaft. Das sollte sich, ob jetzt Comedy, Musik oder sonstige Kunstform, überall widerspiegeln. Es ist

etwas anderes, wenn man Geschichten hört, die der eigenen ähneln.

Jovanovic: Es ist auch viel authentischer. Mir ist auch aufgefallen, dass viele junge Menschen, die Stand-up-Comedy-Fans sind, nicht wissen, dass es in Wien eine Szene gibt. Die schauen sich dann Amerikaner oder Deutsche an und warten, bis die herkommen. Mit Wien verbinden viele alte Kabarettisten, mit denen sie nicht relaten können.

Was bräuchte es, damit die Branche diverser wird?

Jovanovic: Es wäre toll, wenn sich größere Sender wie der ORF auch etwas für Jüngere überlegen würden und mehr neue Leute pushen würden, anstatt noch mal den Niavarani zu zeigen.

„IM KOLLEKTIV IST ES WITZIG, DARÜBER ZU LACHEN, DASS MAN 20 STUNDEN IN DIE TÜRKEI GEFAHREN IST“

Schwesta Ebra: Ich finde auch, dass männliche Kollegen etwas sagen müssten, wenn sie sehen, dass bei einer Veranstaltung keine Frau dabei ist.

Jovanovic: (Lacht) Das werden sie nicht machen.

Schwesta Ebra: Nein, eh nicht. Das wäre voll selbstlos. Sie müssen nicht den Platz hergeben, sie könnten zumindest etwas sagen. Weil, wenn Frauen immer nur von unten nach oben schreien, heißt es, sie sind so hysterisch und nervig. Es wäre hier viel leichter, von oben etwas zu sagen. Es gehören auch viel mehr Räume geschaffen, wo sich gerade Jüngere ausprobieren können.

Hat Humor für euch auch Grenzen?

Jovanovic: Ich bin der Meinung, dass man über alles Witze machen kann. Aber je schwieriger das Thema ist, desto besser müssen die Witze sein. Und wenn du das nicht kannst, dann lass es lieber.

Schwesta Ebra: Ich finde auch, es kommt darauf an, wer den Witz macht. Wenn

sich ein Österreicher hinstellt und über die Jugos schimpft ...

Jovanovic: ... gegen das habe ich nichts. Du kannst als weißer österreichischer Mann auch Witze über Jugos machen. Die müssen halt gut sein, sonst bist du rassistisch. Ich bin kein Fan von diesem „über das darfst du nicht reden“. Mir ist nur wichtig, dass man sagen kann, wenn etwas taktlos oder respektlos ist. Deswegen sage ich, die Witze müssen gut sein. Wenn nur deine Haberer darüber lachen, ist es schlecht. Wenn ich Witze über Männer mache, lachen die Männer am meisten. Es gibt Österreicher, die Witze über Jugos machen, wo sich die Jugos freuen, weil sie sich gesehen fühlen. Das sind aber keine respektlosen Witze. Ich habe das Gefühl, wenn man sagt, man darf über eine Gruppe keine Witze machen, sagt man damit auch, dass sie anders ist. Aber bei Political Correctness gehen die Meinungen sehr auseinander.

Schwesta Ebra: Political Correctness macht es Comedians natürlich schwerer. Grundsätzlich kann ich selber über so gut wie alles lachen. Humor ist für mich auch ein Coping-Mechanismus.

Jovanovic: Aber gibt es Themen, über die du keine Witze machst?

Schwesta Ebra: Ich würde zum Beispiel keine Witze über Vergewaltigungen machen.

Jovanovic: Ich glaube, da ist wieder die Frage, wie der Witz aufgebaut ist.

Schwesta Ebra: Wie willst du Witze über Vergewaltigungen machen?

Jovanovic: Ich mache eh keine. Das sind so arge Themen, wo ich nichts Witziges finde. Aber ich habe schon Auftritte gesehen, wo es künstlerisch betrachtet gut funktioniert hat. Aber da fließen sicher auch persönliche Erfahrungen mit hinein. Jemand, der viel mit Rassismus zu kämpfen hat, wird die Jugo-Witze vielleicht nicht so lustig finden.

Schwesta Ebra: Sicher, man kann nicht das ganze Publikum im Auge haben.

Jovanovic: Früher oder später wird



Schwesta Ebra und Ina Jovanovic haben auf Instagram jeweils über zehntausend Follower:innen. Die beiden thematisieren oft ihren Migrationsbackground: „Viele können sich damit gut identifizieren.“

man jemanden kränken. Heißt natürlich nicht, dass wir alle Witze über Vergewaltigungen machen sollten.

Schwesta Ebra: Was man vielleicht sagen könnte, ist etwas wie „Vergewaltigungen werden so oft bestraft wie korrupte ÖVP-Politiker“. Aber weiter würde ich dann auch nicht gehen.

Jovanovic: Eben, sowas meine ich. Mir ist allgemein einfach wichtig, dass ich voll und ganz hinter dem stehe, was ich auf der Bühne sage.

Ihr macht beide auch Inhalte in sozialen Medien. Frauen sind dort besonders oft Zielscheibe von Hass. Wie geht ihr damit um?

Jovanovic: Ein Video von mir ist mal in einer falschen Bubble gelandet. Da wurde mein Aussehen attackiert. Das hat mich schon sehr schockiert und getroffen. Aber nach zwei, drei Tagen beruhigt man sich wieder. Und für das nächste Mal bin ich jetzt abgehärtet.

Schwesta Ebra: Ich habe damit fast jeden Tag zu tun. Ich mache viele politische und feministische Inhalte. Je mehr Angriffsfläche man bietet, desto mehr Hass bekommt man ab. Man muss auch zwischen YouTube, TikTok und Instagram unterscheiden. Auf YouTube und Tik

Tok sind eher jüngere Menschen unterwegs. Instagram ist chilliger.

Blockierst du dann Accounts? Oder erstattest Anzeige?

Schwesta Ebra: Ich hatte den Fall, dass mir jemand täglich Beleidigungen geschrieben hat. Der hatte in seinem Profil aber seinen ganzen Namen, seine Postleitzahl und den Namen seiner Schule stehen. Da dachte ich mir, na gut, wenn du es mir so leicht machst. Zu der Zeit

„ICH WÜNSCHE MIR EIN MUTIGES FRAUENMINISTERIUM, DAS DIE LEBENSREALITÄTEN ERNST NIMMT“

ging gerade auch die Initiative „Faires Netz“ online, wo man Hassnachrichten im Netz melden kann. Aber auf TikTok kann es schon passieren, dass man 400 Hass-Kommentare bekommt. Da kann man nicht mal alle lesen.

Hass und Gewalt gegenüber Frauen scheinen in den letzten Jahren in Österreich generell zuzunehmen. Es gab auch 26 Femizide im vergangenen Jahr. Findet ihr, da wird von politischer Seite genug gemacht?

Jovanovic: Ich finde nicht, dass die Politik genug macht. Ganz im Gegenteil. Auch das Wort Feminismus ist ja mittlerweile sehr negativ behaftet. Es wird mit Männerhass gleichgesetzt anstatt mit Gleichberechtigung. Frauenpolitik wird oft belächelt und nicht ernst genommen, weil viele meinen, dass wir eh schon gleichberechtigt sind.

Schwesta Ebra: Es wäre gelogen, zu sagen, die Politik würde gar nichts machen. Allerdings könnte an bestimmten Stellen mehr getan werden. Ich habe das Gefühl, dass an den falschen Schrauben gedreht wird. Wenn Frauenhäuser mehr Budget benötigen, gerade jene, die mit Opfern zusammenarbeiten, frage ich mich schon, was die Regierung davon abhält, da zu investieren? Bei der Präventionsarbeit wäre auch noch Luft nach oben. Es ist eh super, dass es Anlaufstellen gibt und dass sich etwa hinsichtlich der Ausbildung für Polizei und angehende Richter:innen etwas getan hat. Jedoch würde man sich durch gute Präventionsarbeit viele Maßnahmen für danach ersparen.

Was würdet ihr euch von der Frauenpolitik wünschen?

Schwesta Ebra: Ich wünsche mir ein mutiges Frauenministerium, das die Lebensrealitäten von Frauen und allgemein von Menschen, die von geschlechterbasierter Gewalt betroffen sind, ernst nimmt. Das Seite an Seite und als geschlossene Allianz mit Frauenhäusern Konzepten ausarbeitet und vor allem, und das ist meiner Meinung nach das wichtigste und gleichzeitig am meisten vernachlässigte Element, in den sozialen Medien mit diesen Themen präsenter ist. Frauenfeindliche Themen und Creator bzw. Influencer dominieren die sozialen Medien und streuen frauenfeindliche Ideologien, die vor allem bei Jugendlichen viel Anklang finden. Da sollte man unbedingt dagegenhalten.

Jovanovic: Ich würde mir wünschen, dass man uns einfach mehr zuhört.

EIN KERN, DER NACH FREIHEIT SCHREIT

Der Verein „Nachbarinnen“ unterstützt seit mehr als zehn Jahren Frauen, die zurückgezogen leben, beim Herauskommen aus der Isolation. Ende Mai wurde die Organisation mit dem Ute Bock-Preis von SOS Mitmensch ausgezeichnet. Zu Besuch bei den Nachbarinnen.

Text und Foto: Nadja Riahi



Ayaan Adan Mohamed und Christine Scholten sind überzeugt: Frauen und ganze Familien profitieren von der Unterstützung der „Nachbarinnen“.

Eine stolze Zahl: Der Verein Nachbarinnen hat bis heute rund 4.000 Frauen begleitet. Die in Otakring ansässige NGO hilft seit 2013 Frauen mit Flucht- oder Migrationshintergrund, die isoliert von der Gesellschaft leben, Schritt für Schritt aus dieser Isolation herauszukommen. Die „Nachbarinnen“ sind ausgebildete Sozialassistentinnen, die Familien im Alltag begleiten und bei Erledigungen unterstützen. Das kann zuhause, bei der Behörde oder beim Arztbesuch sein.

„Unser Konzept ist, dass wir auf die Frauen zugehen und sie einmal die Woche zu Hause besuchen. Abhängig von den jeweiligen Bedürfnissen treffen die beiden Frauen dann kleine Gegenvereinbarungen über die Aufgaben“, erklärt Mitarbeiterin Ayaan Adan Mohamed. Das bedeutet etwa: Wenn eine Frau bei ihrem AMS-Termin begleitet wird, liegt es in ihrer Verantwortung, das nächste Mal selbst dort anzurufen. Das stärkt die Selbstständigkeit und dadurch die Selbstermächtigung. „Durch unsere Arbeit möchten wir helfen, die Felsen wegzuräumen, die auf dem Weg der Integration herumliegen“, so Christine Scholten, Kardiologin und Mit-Gründerin der Nachbarinnen. „Oft haben die Frauen nicht einmal Kontakt zu ihrer eigenen Community. Bei unseren Bildungsfrühstücken lernen sie andere Frauen kennen und werden zu Freundinnen,“ ergänzt Adan Mohamed.

Von Anfang an dabei

Ayaan Adan Mohamed hat vor zehn Jahren am Lernhilfe-Programm teilgenommen, heute ist sie die organisatorische Leiterin des Programms. „Ayaans Geschichte zeigt sehr schön, wie Familien von unseren Initiativen profitieren. Ihre Familie wurde von einer Frau aus Somalia begleitet. Wir wissen nicht, ob Ayaan ohne die Nachbarinnen die Schule fertig gemacht hätte. Heute studiert sie und ist eine wichtige Stütze im Verein. Und

genau solche Entwicklungen wollen wir für Frauen erreichen“, sagt Gründerin Scholten. Sie sei selbst „ins Nutella-Fass hineingeboren worden und dort aufgewachsen“. Da es vielen anderen Frauen anders ergehe, möchte sie diese Frauen bestärken.

Die Zielgruppe der Nachbarinnen sind Familien aus vielen unterschiedlichen Kulturen, die in ihrem eigenen Mikrokosmos leben. „In einigen dieser Familien verlässt nur der Mann das Haus, wenn er etwa arbeiten geht oder die Kinder in die Schule bringt. Die Frauen ziehen sich gänzlich in ihre eigenen vier Wände und ihre Traditionen zurück“, sagt Christine Scholten. Dies habe unterschiedliche Gründe. Zum Teil seien die Strukturen so tief verankert, dass sie von alleine nicht zu durchbrechen sind. „In jeder Frau gibt es einen Kern, der nach Freiheit schreit, und diesen wollen wir

**„DURCH UNSERE ARBEIT
MÖCHTEN WIR HELFEN,
FELSEN WEGZURÄUMEN,
DIE AUF DEM WEG LIEGEN“**

erreichen. Dadurch stellen wir die Familie im positiven Sinne auf den Kopf und stärken im Endeffekt den Zusammenhalt“, ergänzt die Vereins-Gründerin.

Ein Angebot der Nachbarinnen, das sich speziell an Kinder und Jugendliche richtet, ist die Lernhilfe. Dort werden mit dem Kind Ziele für das Schuljahr vereinbart. Das kann ein Lernplan sein oder das Vorhaben, jeden Tag fünf Seiten von einem Buch zu lesen oder 15 Minuten Mathe-Aufgaben zu machen. Diese kleinen Maßnahmen helfen den Familien, die mit dem System Schule nur wenig Berührungspunkte haben, die geeigneten Strukturen zu finden. Wenn das Kind die Ziele erreicht oder es zumindest versucht, dann bekommt es etwas dafür. „Das muss nichts Materielles sein. Lieber sollten es Dinge sein, die den Zusammenhalt der Familie stärken und sie

aus dem Haus bringen, wie ein Spieleabend oder ein Ausflug in den Zoo. Wir fördern auch die Etablierung von Familienkonferenzen. Dort bekommt jedes Mitglied eine Stimme und darf mitsprechen. Darüber hätte auch ich mich als Kind gefreut“, sagt Scholten.

Finanziert wird die NGO aus Spenden, aus der öffentlichen Hand sowie durch Einkünfte der eigenen Nähwerkstatt. Dort arbeiten eine Schneidermeisterin und sieben fix angestellte Näherinnen. Außerdem gibt es immer zwei Praktikantinnen. „Die Frauen, die wir da begleiten, haben teilweise noch nie gearbeitet. Nach der Zeit in der Nähwerkstatt merken sie, wie bereichernd es ist, selbstständig zu sein und in der Früh aufzustehen, um wohin zu gehen“, sagt Ayaan Adan Mohamed. Nach einer Begleitung durch die Nachbarinnen, die zwischen drei und neun Monaten dauert, sind die Frauen nicht nur ins soziale Leben eingebunden, sondern auch auf der Suche nach einem Job, einem Bildungsangebot oder einem neuen Hobby.

Die Arbeit der Nachbarinnen wird regelmäßig mit Preisen ausgezeichnet. Erst kürzlich, am 21. Mai 2024, überreichte SOS Mitmensch dem Verein den Ute Bock-Preis für Zivilcourage. „Wir haben uns wirklich sehr darüber gefreut. Der Ute Bock-Preis hat ein großartiges Renommee und wir sind sehr stolz über die Würdigung unserer Arbeit“, sagt Christine Scholten. Auf die Frage nach den Plänen für ihre Zukunft antwortet Adan Mohamed: „Mein Wunsch ist es, dass die Lernhilfe weiter ausgebaut wird und wir dadurch noch mehr Kinder in ihrer Schullaufbahn unterstützen können.“ Und ganz gleich, wie sich ihr Leben weiterentwickle, sie werde immer mit dem Verein verbunden bleiben.

Nadja Riahi ist freie Journalistin und Moderatorin. Sie schreibt über gesellschaftspolitische Fragestellungen und soziale Ungerechtigkeiten.



Beim Verein Hemayat finden Folter- und Kriegsüberlebende seit bald 30 Jahren traumatherapeutische Betreuung und Behandlung.

IM STÄNDIGEN KRISENMODUS

Geflüchtete Frauen laufen besonders große Gefahr, Opfer von (sexualisierter) Gewalt zu werden. Hilfe suchen sich viele Betroffene aber oft erst, wenn Traumata das alltägliche Leben bereits massiv einschränken. Der Verein Hemayat ist die einzige Anlaufstelle in Wien, die sich speziell an sie richtet.

Text: Naz Küçüktekin



Selbst geflüchtet: Aljeen Hasan wünscht sich mehr Angebote für Frauen.



Hemayat-Geschäftsführerin Cecilia Heiss: „Betreuen Spitze des Eisbergs.“

Ich wusste, würden sie mich kriegen, würden sie mich im besten Fall vergewaltigen oder als Sexsklavin halten. Und im schlimmsten Fall würden sie mich töten“, erinnert sich Aljeen Hasan an die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, als die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) immer näher an ihre Heimatstadt Kobane im kurdischen Teil Syriens rückte. „Wir kannten alle die Geschichten von vor allem jesidischen Frauen, die sogar vor ihrer Familie vergewaltigt wurden“, sagt sie. 2014 war für die 14-jährige Hasan und ihre Familie daher klar, dass sie ihre Heimat verlassen mussten. Innerhalb von Stunden machten sie sich zu Fuß auf den Weg in die Türkei. In der Stadt Urfa kamen sie bei Verwandten unter. Circa zwei Jahre lebte Hasan mit ihrer Familie in der Türkei, ehe sie 2016 nach Österreich kamen. „Mein Bruder floh zuerst allein nach Österreich und holte uns dann im Rahmen der Familienzusammenführung nach“, erzählt sie. Die Ängste, die Hasan beschreibt, sind für viele geflüchtete Frauen nicht ungewöhnlich. Wie auch in vielen anderen Bereichen und Situationen sind Frauen in Kriegsgebieten sowie auf der Flucht besonders vulnerabel.

Cecilia Heiss hat als Geschäftsführerin von Hemayat täglich mit traumatisierten Frauen mit Fluchterfahrung zu tun. Der 1995 gegründete Verein mit Sitz im neunten Wiener Gemeindebezirk

bietet als einzige Anlaufstelle in Wien dolmetschgestützte traumatherapeutische Betreuung und Behandlung speziell für Folter- und Kriegsüberlebende an. „Egal, in welchem Gebiet auf der Welt, zu vergewaltigen ist ein Kriegsmittel. Es ist einfach unglaublich, wie viel Gewalt Frauen in solchen Situationen ausgesetzt sind und wie strukturell das auch ist“, erklärt die Psychologin.

Im Jahr 2023 wurden bei Hemayat 1624 Menschen, darunter 227 Minderjährige, aus insgesamt 57 Ländern betreut.

ES DAUERE OFT JAHRE, BIS SICH BETROFFENE HILFE SUCHEN. DAS FÜHRE ZU EINEM VERZÖGERTEN BILD.

46 Prozent der betreuten Menschen waren weiblich. „Wenn man bedenkt, dass es viel mehr männliche als weibliche Asylbewerber:innen in Österreich gibt, ist das ein extrem hoher Anteil“, sagt Heiss.

Ein verzögertes Bild

Die größte Gruppe der Klientinnen stammt aktuell aus Afghanistan. „Aus den Erzählungen unserer Klientinnen ergibt sich ein Bild von enormer struktureller Gewalt und prekär bis gar keinem Zugang zu Bildung“, fasst Heiss die Erzählungen über das Leben vieler Frauen in deren Herkunftsland zusam-

men. Zwangsehen im jungen Alter seien auch etwas, dem sie immer wieder begegne. „Was das real bedeutet, nämlich sich wiederholende Vergewaltigungen, ist vielen nicht bewusst“, betont die Hemayat-Geschäftsführerin.

Dennoch dauere es oft Jahre, bis sich Betroffene Hilfe suchen, was zu einem sehr verzögerten Abbild führe. „Wir haben aktuell zum Beispiel nur vereinzelt Menschen aus der Ukraine, weil es einfach dauert, bis sich die Menschen tatsächlich Hilfe suchen“, erklärt die Expertin. Der Schritt zur Betreuung finde bei vielen erst statt, wenn die Symptome akut und nicht mehr zu ignorieren seien – sprich, wenn es gar nicht mehr anders geht. „Das sind dann Frauen, die nicht schlafen können. Die ihren Peiniger vermeintlich in der U-Bahn sehen. Die jede Nacht schreiend aufwachen. Wo das auch die Kinder schon mitbekommen“, sagt Heiss.

Viel Zeit für Vertrauen nötig

Im ersten Schritt gehe es deshalb vor allem darum, die Lage zu stabilisieren, die Symptome zu reduzieren und einen Umgang mit ihnen zu erlernen. „Oftmals hilft es schon, den Zusammenhang herzustellen, zwischen dem, was sie erlebt haben, und wie es ihnen geht. Zu sagen, dass das eine normale Reaktion auf abnormale Erlebnisse ist und es eine Behandlung dafür gibt“, so Heiss.



Hemayat möchte auch mit Gruppenangeboten das Vertrauen der Frauen stärken und sie miteinander vernetzen. Ein Schwerpunkt aller Betreuungen liegt auf der Selbstermächtigung.

Das Angebot von Hemayat umfasst neben medizinischer vor allem psychologische und psychotherapeutische Betreuung. Dolmetscher:innen stehen bei allen Betreuungsformen in mehr als zehn Sprachen zur Verfügung. „Über diese schrecklichen Erlebnisse zu sprechen, ist schon schwer genug. Deshalb ist es wichtig, dass es nicht auch noch sprachliche Barrieren gibt“, betont Heiss die Wichtigkeit von Übersetzer:innen.

„Beeindruckend, was sie schaffen“

Bei Bedarf werden Klientinnen bei Hemayat von ausschließlich weiblichem Personal betreut. Das bietet den Frauen nicht nur Unterstützung, sondern zeige ihnen auch positive Beispiele für weibliche Berufstätigkeit und Selbstbestimmung. „Es dauert dennoch lange, bis Frauen genügend Vertrauen fassen, um über erlebte Gewalt zu sprechen“, so Heiss. Das versucht man bei Hemayat ebenfalls mit Gruppenangeboten aufzubrechen. „Viele Frauen sind doch sehr isoliert. Sie da herauszuholen und auch ein bisschen miteinander zu vernetzen, kann sehr hilfreich sein“, sagt Heiss. Ein Schwerpunkt aller Betreuungen

sei auch, den Frauen ein Gefühl der Selbstermächtigung zu geben. „Wir haben zum Beispiel sehr viele Menschen, die von Deutschkursen zu uns verwiesen werden. In den Kursen werden die Menschen ständig nur auf ihre Defizite reduziert. Dabei haben es diese Frauen ohnehin schon wahnsinnig schwer“, betont die Psychologin, die sich oftmals mehr Sensibilität für die Situation dieser Frauen wünscht. „Am besten sollen sie das Kopftuch wegwerfen, die Sprache lernen und sofort zu arbeiten anfangen. Ansonsten gelten sie als integrationsunwillig. Mir wäre es ein Anliegen, dass es in der Gesellschaft viel mehr Verständnis für diese Menschen und ihre Geschichten gibt. Ich bin immer wieder beeindruckt, was sie trotz allem schaffen.“

Druck auf Frauen und Mädchen größer

Die eigene Rolle in einer komplett neuen Umgebung zu finden, war auch für Aljeen Hasan nicht leicht. „Ich hatte plötzlich ganz neue und andere Perspektiven. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, dass der Druck auf Frauen und Mädchen größer ist“, so Hasan. Auch habe sie sich nicht wirklich repräsentiert ge-

fühlt. „Viele Angebote, die sich an geflüchtete Menschen richteten, waren für Männer gedacht“, sagt sie. Sie hätte sich Vernetzungstreffen explizit für Frauen gewünscht. „Oder Sprachcafés, die nicht von Männern überladen sind“, meint Hasan. Auch eine Lebens- bzw. psychische Beratung für Frauen, die andere Bedürfnisse, Probleme und Konflikte haben als Männer, hätte sie vor allem zu Beginn hilfreich gefunden.

Seit seiner Gründung vor fast 30 Jahren baut Hemayat sein Angebot laufend aus. Dennoch werden die Kapazitäten und Ressourcen dem Bedarf nicht gerecht, so Geschäftsführerin Cecilia Heiss. Der Verein finanziert sich über Spenden und Förderungen. Für Klient:innen ist die Betreuung, unabhängig davon, ob jemand krankenversichert ist oder nicht, kostenlos. „Mittlerweile hat sich unser Angebot in einigen Communitys herumgesprochen. Da heißt es dann: Geh zu Hemayat, wenn du nicht schlafen kannst“, berichtet Heiss.

Dazu, traumatisierte Menschen und etwa auch ihre Kinder oder Angehörigen aktiv anzusprechen, komme der Verein erst gar nicht. „Wir können eigentlich nur die Spitze des Eisbergs betreuen“, gibt Heiss wehmütig zu, „das ist insofern schlimm, als sich die Menschen erst in Krisen an uns wenden. Und wir wissen, dass sie eigentlich sehr rasch behandelt werden sollten, weil das Trauma sonst chronifiziert und immer schwerer behandelbar wird.“ Der Name Hemayat stammt aus dem Persischen und Arabischen und bedeutet so viel wie Schutz und Betreuung. Das würde der Verein gerne allen bieten, die auf seine Unterstützung angewiesen sind.

Naz Küçüktekin war bei der Wiener Bezirkszeitung, dem biber Magazin, bei Profil und zuletzt beim Kurier tätig, wo sie sich im Ressort „Mehr Platz“ vor allem mit migrantischen Lebensrealitäten beschäftigte. Das tut sie nun weiterhin als freie Journalistin.

DAS HERZ IN HÄNDEN

Die Journalistin und Podcasterin Nour Al-Ahmad berichtete über die Lage für Mädchen und Frauen in Syrien. Eine zunehmend bedrohliche Aufgabe in einem Land, das noch keinen Frieden gefunden hat, sowie in einer Branche, in der nach wie vor Männer das Sagen haben.

Interview und Foto: Sarah Kleiner

Seit 13 Jahren wütet in Syrien der Bürgerkrieg. Laut den Vereinten Nationen sind bis März des Jahres 2021 rund 350.000 Menschen ums Leben gekommen, über 40 Prozent davon waren Zivilist:innen. Die syrische Journalistin Nour Al-Ahmad lebte in der kurdischen selbstverwalteten Zone Rojava und hat sich in ihrem Land trotz der immensen Bedrohung

NOUR AL-AHMAD LEBTE IN ROJAVA UND SETZTE SICH TROTZ BEDROHUNG FÜR FRAUENRECHTE EIN.

für Frauenrechte eingesetzt. Im heurigen Frühjahr hat die 30-Jährige Syrien zum ersten Mal verlassen, um bei einer Aktion im österreichischen Parlament das Ende von Gewalt gegen Frauen zu fordern. Das MO-Magazin führte dort das Interview mit ihr. Mittlerweile ist Nour Al-Ahmad in Österreich geblieben und hat um Asyl angesucht.



MO-Magazin: Frau Al-Ahmad, wo stand die syrische Frauenbewegung vor Kriegsbeginn 2011 und wo steht sie heute?

Nour Al-Ahmad: Es gab vor der Jahrtausendwende Bemühungen um mehr Gleichberechtigung, aber von einer liberalen Frauenbewegung kann weder damals noch heute die Rede sein. Da ist vieles mehr Schein als Sein. Es werden noch immer Ehrenmorde an Frauen begangen, wenn sie durch ihre Handlungen, Äußerungen oder auch ihre Kleidung dem Ansehen ihrer männlichen Familienmitglieder schaden. Im autonom administrierten Nordosten haben wir eine demokratische Regierung, aber Frauen und Mädchen werden hier wie dort ermordet. Die Mörder tauchen für ein paar Wochen unter, aber dann kann man sie wieder in der Öffentlichkeit sehen. Sie sitzen in Restaurants, als wäre nichts passiert. Bis heute gibt es viele Frauen, die den ganzen Tag, teilweise über zwölf Stunden, arbeiten müssen und dafür einen Dollar am Tag verdienen. Damit kann man sich in Syrien nicht einmal ein Mittagessen kaufen. Heute ist es schlimmer als je zuvor.

2020 haben Sie begonnen, als Journalistin zu arbeiten. Welche Erfahrungen haben Sie in der männerdominierten Medienbranche gemacht?

Nachdem ich bei einem Radiosender als Moderatorin eines Morgenprogramms gearbeitet habe, bin ich zu Arta FM gewechselt, einer großen Medienorganisation mit Sitz in Amudah an der Grenze zur Türkei. Ich arbeitete danach als Freelancerin für die unterschiedlichsten Medienhäuser und würde nun auch gerne in Österreich für Medien arbeiten, wenn mein Asylverfahren abgeschlossen ist. Ich habe unter anderem als eine der ersten Frauen in Syrien einen medial ausgestrahlten Podcast gestaltet und etwa über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, die Bedeutung

des Fahrradfahrens für Frauen oder die Auswirkungen der Klimakrise im Nordosten Syriens berichtet. Ich habe Programme entwickelt, die ich teilweise bis heute weiterführe. Es war am Anfang nicht leicht und nicht immer klar, ob ich weitermache. Als Frau wirst du einfach als Mensch zweiter Klasse betrachtet – von Kurden wie von Arabern. Ich wurde mehrmals sexuell belästigt. In einem Medienhaus hat ein Kollege plötzlich angefangen, meine Schultern zu massieren, als wir zu zweit im Büro waren. Ein großes Problem ist, dass es nicht viele gute Arbeitsplätze in Syrien gibt, vor allem, wenn man unabhängig sein will und nicht die „richtigen“ Kontakte hat. Das heißt, nach solchen Vorfällen zu kündigen, ist eine schwere Entscheidung.

„ALS JOURNALISTIN TRÄGST DU DEIN HERZ IN HÄNDEN, JEDERZEIT BEREIT, ES ABGEBEN ZU MÜSSEN“

Hat die Arbeit als freie Journalistin Ihre Situation verbessert?

Ja, durchaus, weil ich mir aussuchen kann, für welches Medium ich arbeite, und meiner Tätigkeit alleine nachgehe. Aber wenn man als Freie neue mutige, kritische Dinge ausprobieren möchte, kann man sich schnell den Ärger der SDF (Anm. d. Red.: Syrischen Demokratischen Kräfte; sie sind ein Zusammenschluss kurdischer und arabischer Milizen, die sich 2015 unter Führung der USA für den Kampf gegen den IS verbündeten) oder des Assad-Regimes zuziehen. Dann wird in der Öffentlichkeit schlecht über einen geredet und Druck gemacht, dass man aufhört, kritisch zu berichten.

Es gibt aufgrund der extremen Armut und Not der Menschen viel Prostitution in Syrien. Frauen haben oft keine andere Wahl, als sich zu verkaufen oder ältere, reichere Männer zu heiraten. Ich wollte für einen Auftraggeber einen Be-

richt darüber schreiben. Als sie ihn gelesen haben, haben sie nur kurz angerufen, um mir in einem Satz mitzuteilen, dass ich gefeuert bin. Ich habe mich nie wirklich sicher gefühlt in Syrien. Ich hätte jederzeit wegen solcher Berichte verhaftet werden können.

Sind Sie selbst einmal ins Visier des Assad-Regimes geraten?

Ja. Es ist in Syrien üblich, dass über Personen der Öffentlichkeit sogenannte Reports publiziert werden, wo ihre Arbeit und ihr politischer Zugang thematisiert werden. Einmal wurde so ein Bericht über mich verfasst. Darin wurde behauptet, ich sei eine Gefahr für das Land. Die Assad-Regierung greift diese Berichte auf und lässt deswegen auch Menschen verhaften. Ein Sekretär des Regimes rief mich an und sagte: „Wir müssen uns mit Ihnen unterhalten, es dauert nur eine Stunde.“ Ich war sicher, sie wollten mich verhaften, und bin nicht hingegangen. Aber mein Bruder ist hingegangen, er lehrt an einer Schule in Syrien. Sie haben ihn über mich ausgefragt und es hat wirklich lange gedauert, um das Regime zu überzeugen, dass ich nicht mit dem Feind kooperiere oder sonst etwas Gefährdendes mache. Als Journalistin in Syrien trägst du dein Herz in deinen Händen, jederzeit bereit, es abgeben zu müssen.

Vor allem seit Herbst des Vorjahres wurden Luftangriffe in Form von Drohnen vom türkischen Militär in Syrien forciert. Diese schwächen besonders das Sicherheitsgefühl von Zivilist:innen, da die Gefahr ständig über einem schwebt. Im Zusammenhang mit Afghanistan nannte die Politikwissenschaftlerin Alex Edney-Browne selbst erwählte Isolation und das Vermeiden gesellschaftlicher Zusammenkünfte als Folge. Wie ist das gesellschaftliche Klima in Rojava, wenn Terror und Krieg ständig präsent sind?



Bei einer Veranstaltung im österreichischen Parlament im Februar dieses Jahres erzählte die Journalistin und Podcasterin Nour Al-Ahmad von der Ungleichbehandlung und der Gewalt an Frauen in Syrien.

So traurig das klingt, aber wir sind daran gewöhnt. Ich komme aus Geweran, einem Stadtteil von al-Hasaka, in dem ein IS-Gefängnis steht. Es ist nur ein paar Gehminuten vom Haus meiner Eltern entfernt und darin sind etwa 5.000 IS-Kämpfer inhaftiert. Aber der IS hat in der Vergangenheit mehrmals Gefängnisse angegriffen und Verbündete wieder befreit, diese Gefängnisse sind also eine permanente Bedrohung. Vor zwei Jahren sind zum Beispiel vom Gefängnis in Geweran hunderte Häftlinge entkommen, sie waren in der ganzen Nachbarschaft. Wir konnten nichts machen.

Was passiert mit den Frauen, die vom IS verschleppt werden?

Wir können es nicht mit Sicherheit sagen. Sie verschwinden einfach. Es kann sein, dass die SDF, das Regime oder der IS sie mitnimmt. Wahrscheinlich töten

sie sie. Wenn die Terroristen meinen Presseausweis sehen, werden sie wahrscheinlich auch mich töten. Ich habe mich an den Gedanken gewöhnt. Ich habe keine Wahl.

Wie beurteilen Sie die Berichterstattung über den Krieg in Syrien selbst?

Wir hören viel zu wenig von den Frauen, die vom IS bedroht werden, die sich

**„WIR HÖREN VIEL
ZU WENIG VON
DEN FRAUEN, DIE VOM
IS BEDROHT WERDEN“**

nicht trauen, die schwarze Burka abzulegen, weil sie Angst haben, der IS könnte jederzeit auftauchen. Mentale Gesundheit wäre ein sehr wichtiges Thema. Wenn ich über das nachdenke, was ich vorhin gesagt habe, das Wort „gewöhnnt“ – es ist eigentlich das falsche

Wort. Niemand kann sich wirklich an so ein Leben gewöhnen. Wir sind es – wenn überhaupt – gewöhnt, dass unsere psychische Gesundheit am Boden ist.

Wie kann Frieden in Syrien hergestellt werden – sehen Sie irgendeinen Lichtblick in der Zukunft?

Nur, wenn es gelingt, dass die Diebe, die Kämpfer, die Soldaten und Milizen das Land verlassen und uns in Ruhe leben lassen. Sie müssen gehen. Es gibt sonst keine Hoffnung. Jedes Land auf der Erde sollte die Türen für Menschen aus Syrien öffnen, die nicht für diesen Krieg verantwortlich sind, und ihnen ein Leben in Frieden ermöglichen.

Sarah Kleiner arbeitet als Journalistin in Wien. Sie leitet die Produktion des ORIGINAL-Magazins und ist als freie Autorin im Bereich Wissenschaft unter anderem für die Tageszeitung Der Standard tätig.

SCHUTZ BESSER UMSETZEN

Der brutale Femizid an drei Sexarbeiterinnen in Wien rückte das heimische Rotlichtmilieu wieder ins öffentliche Bewusstsein. Doch wie verbreitet ist Gewalt von Kunden im Arbeitsalltag dieser Frauen? Wie kann diese verhindert und Sexarbeiter:innen besser geschützt werden?

Text: Salme Taha Ali Mohamed

Am 23. Februar haben sechs Femizide Österreich erschüttert: Fünf Frauen und ein Mädchen wurden ermordet. Unter den Opfern waren drei Sexarbeiterinnen chinesischer Herkunft. „Chinesische Sexarbeiter:innen hat dieser Vorfall dementsprechend hart getroffen“, erzählt Maria Celeste Tortosa von der Beratungsstelle LEFÖ TAMPEP, „man spürt es deutlich in ihrer veränderten Arbeitsweise. Sie versuchen aktuell, kürzer zu arbeiten und genau zu filtern, welche Kunden sie annehmen.“ LEFÖ unterstützt und begleitet migrantische Sexdienstleister:innen in allen Belangen.

Mehrheit migrantische Sexarbeiter:innen

Wie der aktuelle Bericht der Arbeitsgruppe Sexuelle Dienstleistungen des Bundeskanzleramts zeigt, haben an die 95 Prozent der rund 5.279 in Österreich tätigen Sexdienstleister:innen einen Mi-



Stigma, Diskriminierung und Marginalisierung von Sexarbeiter:innen gefährdet sie.

grationshintergrund – größtenteils aus Rumänien, Ungarn, Bulgarien oder der Slowakei. Sexarbeiter:innen mit Migrationshintergrund sind besonders vulnabel, da sie von mehreren Diskriminierungsformen betroffen sind. Deswegen ist es wichtig, dass sie ihre Rechte und Verpflichtungen kennen und einen niederschweligen Zugang zu Beratung in ihrer Erstsprache haben.

„Das Vertrauen in Behörden ist bei den Klient:innen oft eingeschränkt, aufgrund schlechter Erfahrungen in ihren Heimatländern oder weil sie von Beamt:innen rassistisch oder sexistisch diskriminiert wurden“, erläutert Stefani Doynova von SOPHIE, einer Beratungsstelle für Sexarbeiter:innen der Volkshilfe in Wien, Niederösterreich und im Burgenland. Manchmal werden

sie auch schlichtweg nicht ernst genommen, wenn sie einen Vorfall melden. „Ihnen wird zum Beispiel gesagt, dass das ein Berufsrisiko ist“, sagt LEFÖ-Beraterin Tortosa. Die größere Gefahrenquelle verortete sie aber woanders: „Stigma, Diskriminierung und Marginalisierung von Sexarbeiter:innen liegen viel tiefer.“ Es kämen Klient:innen, die von gewalttätigen oder übergriffigen Kunden erzählen, aber die Vorfälle passierten selten. Das bestätigt auch Stefani Doynova von SOPHIE: „Gewalt am Arbeitsplatz ist nicht das größte Thema unserer Klient:innen. Sie sind, wie die meisten Frauen in unserer Gesellschaft, eher partnerschaftlicher und häuslicher Gewalt ausgesetzt. Da braucht es gesamtgesellschaftliche Strategien, wie man Frauen besser schützen kann, in die man auch Sexarbeiter:innen miteinbezieht“, sagt sie. Bei SOPHIE arbeitet man gerade daran, eine begleitete Supervision für diese Berufsgruppe auf die Beine zu stellen. Der Austausch von Sicherheitstipps und Erfahrungen soll das Sicherheitsgefühl stärken.

Bei diesen Themen sei es wichtig, mit den Betroffenen und nicht nur über sie zu reden. Denn während Sexarbeiter:innen die gleichen Schutzeinrichtungen wie anderen Frauen offenstehen, sind die Zugangsvoraussetzungen und Hausregeln mancher Einrichtungen schwer mit der Tätigkeit in der Sexarbeit vereinbar – etwa, wenn Ausgangssperren in den Einrichtungen gelten, die sich mit den Arbeitsstunden überlappen. „Finanzielle Gewalt, bei der das Geld vonseiten der Lokalbetreiber unfair aufgeteilt wird, ist ebenfalls immer wieder Thema“, sagt Stefani Doynova.

Gute Gesetze, mangelnde Umsetzung

Diese Erfahrung machte auch Maria Müller (Name geändert) im Bordell. „Der Betreiber dachte am Anfang, dass ich eine Cis-Frau wäre und verlangte 700 Euro für ein Zimmer. Als er bemerkte, dass ich trans bin, stieg der Preis auf mehr als 1.000 Euro pro Woche“, erzählt



Stefani Doynova von SOPHIE: Vertrauen in Behörden sei bei Klient:innen oft eingeschränkt.

sie. Mittlerweile ist Maria als Escort und auf OnlyFans tätig. Sie engagiert sich bei der Berufsvertretung Sexarbeit Österreich. „Ich würde nicht annehmen, dass meine Arbeit gefährlicher als andere ist“, zeigt sie sich überzeugt.

Für sie ist klar: Die aktuellen Gesetze zum Gewaltschutz seien ausreichend, sie müssten nur besser umgesetzt werden. Unter welchen Voraussetzungen sexuelle Dienstleistungen angeboten werden dürfen, wird in jedem Bundesland anders geregelt. Während dies in

„DIE POLIZEI MÜSSTE IHREN JOB MACHEN, DAMIT WIR UNSERER ARBEIT SICHERER NACHGEHEN KÖNNEN“

genehmigten Bordellbetrieben in ganz Österreich zulässig ist, sind Straßensexarbeit und „Hausbesuche“ nur in Wien, Niederösterreich, im Burgenland sowie in der Steiermark mit Einschränkungen möglich. Gleichzeitig sind Sexarbeiter:innen dazu verpflichtet, sich bei den Behörden zu melden und regelmäßig ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Die Polizei ist dazu angehalten, Rotlichtlokale regelmäßig zu kontrollieren.

„Damit wir unserer Arbeit sicherer nachgehen können, müsste die Polizei tatsächlich ihren Job machen und die Sicherheitsvorkehrungen in manchen Betrieben besser eingehalten werden“, sagt Maria Müller. Dazu gehören etwa mehr Sorgfalt bei Polizeikontrollen und



LEFÖ-Beraterin Maria Celeste Tortosa: Stigmatisierung erschwere den Berufswechsel.

gesonderte Gespräche. „Es war mehr wie eine Verkehrskontrolle: Es wurden nur die Ausweise kontrolliert und dann sind sie wieder gegangen. Der Bordellbetreiber war anwesend, was bedeutet, dass man nur schwer auf Missstände hinweisen konnte“, erinnert sich Müller. Und sonst hätten sich die Beamt:innen wenig dafür interessiert, was sie zu sagen hatte. Als sie beispielsweise ohne ihre Zustimmung von einem Mann begripscht wurde, wurde sie von der Security ermahnt, weil sie den Stammkunden danach hinausgeworfen hatte.

Das bedeute jedoch nicht, dass die Arbeitsbedingungen in Bordellen inhärent gefährlich seien. Jede Person mache unterschiedliche Erfahrungen, wie Maria Celeste Tortosa von LEFÖ betont. Nur die Entstigmatisierung der Sexarbeit und die Schaffung von mehr Rechten für die Personen, die sie ausüben, bei gleichzeitiger Stärkung des Gewaltschutzes von Frauen würden helfen. Darin sind sich alle drei Gesprächspartner:innen einig. Das erleichtere auch den Umstieg in andere Berufe. „Solange eine Person in einem Bewerbungsgespräch nicht über ihre Erfahrungen in der Sexarbeit reden kann, wird sich auch ein Umstieg schwer gestalten“, gibt Tortosa zum Schluss zu bedenken.

Salme Taha Ali Mohamed schrieb für das *bi-ber Magazin*, *Social Attitude* und das *uni:view Magazin*. Aktuell arbeitet sie als Redakteurin für die *Wiener Bezirkszeitung*.

HEIKLE ZONEN

Sommerzeit ist auch Festivalzeit: Doch diese sind nicht immer für alle Orte, an denen sie sicher und ausgelassen feiern können. Es kommt zu Belästigungen, Diskriminierung, Übergriffen. Wie gut sind Festivals darauf vorbereitet?

Text: Milena Österreicher



Das „Sisters Festival“ stellen Frauen auf die Beine, auch die Music Acts sind rein weiblich. „Wir bekommen viel Gegenwind“, sagt Organisatorin Karin Tonsern, die sich für mehr Awareness einsetzt.

Die Temperaturen klettern nach oben, Sommerlaune stellt sich ein, Festivals in ganz Österreich locken zum Besuch. Musik, Alkohol, ausgelassene Stimmung: Für manche Besucher:innen bedeuten Festivals aber nicht nur Partylaune. Griffe an intime Stellen, sexistische Witze, Bedrängen in der Menge – hört man sich im eigenen Freundes- und Bekanntenkreis um, stößt man schnell auf jene und ähnliche Erfahrungen. So ging es auch Sarah Zwanzger, die sich in ihrer Studienabschlussarbeit des Themas annahm und mittlerweile an der Medizinischen Universität Graz im Veranstaltungsmanagement arbeitet. Sie sei selbst seit vielen Jahren begeisterte Festivalbesucherin, erlebte aber auch einiges, was die Stimmung trübte. „Einmal zog mir ein Mann mitten am Gelände einfach die Hose runter“, berichtet Zwanzger, „ich wurde auch schon einige Male begripscht.“ Vor allem Griffe auf den Hintern habe sie öfter erlebt. Zwanzger sah auch schon, wie Männer aufge-

reicht am Wegesrand saßen und Schilder mit Noten hochhielten, wenn eine Frau vorbeiging. Alleine würde sie auf Festivals nachts nicht zu den Dixi-Klos gehen. „Was Schlimmeres ist mir aber zum Glück bis jetzt nicht passiert“, ergänzt sie.

Schlechte Datenlage

Doch was sagen die Zahlen? Wie oft passiert was? Die Sache ist – wie sehr oft bei diesem Thema – schwierig zu beantworten. Viel zitiert diesbezüglich werden Studien aus dem englischsprachigen Raum. Eine Untersuchung der britischen Durham Universität 2018 er-

gab etwa, dass fast 70 Prozent aller Festival-Besucherinnen in England Angst vor sexueller Belästigung haben. Ein Drittel der Frauen hatte es schon erlebt. Für Österreich gibt es dafür keine Zahlen. „Ein Problem ist, dass Veranstalter:innen oft gar nicht wissen, was auf ihren Festivals alles passiert“, sagt Sarah Zwanzger. Dabei wäre es eine Möglichkeit, sich nach der Veranstaltung etwa mittels Fragebogen Rückmeldungen einzuholen. Einen Eindruck bekomme man vor allem durch Medienberichte und angezeigte Fälle. So gab es in den letzten zehn Jahren mehrere Anzeigen zu Vergewaltigungen bei

großen Festivals, etwa 2013 beim Frequency Festival, 2016 beim Electric-Love-Festival sowie im Vorjahr beim Donauinselfest.

Zusätzliche Maßnahmen

Wie bereiten sich die Festivals nun diesen Sommer vor? Am Donauinselfest Ende Juni, das sich als größtes Freiluftfestival Europas bewirbt, setzt man wie schon in den Jahren zuvor unter anderem auf die „Rettungsanker“: rund 600 speziell geschulte Mitarbeiter:innen, die mit hellblauem Anker-Button gekennzeichnet und Ansprechpersonen in Notfällen sind. Auch die Beleuchtung werde ausgebaut, sagt Matthias Friedrich, Projektleiter des Donauinselfestes. „Wir möchten allen ein sicheres und freudvolles Festival bieten“, so Friedrich.

Auch das sechswöchige Poolbar-Festival, das im Sommer in Vorarlberg über die Bühne geht und an die 30.000 Besucher:innen zählt, setzt dieses Jahr auf weitere Maßnahmen: Mit einem eigenen Awareness-Journaldienst, der auch telefonisch erreichbar ist, möchte man hier für alle Besucher:innen ein gutes Erlebnis sicherstellen. „Es gibt bei uns keine Toleranz bei grenzüberschreitenden Handlungen“, sagt Dezsö Antal vom Organisationsteam. Melde sich jemand beim Journaldienst, werde die betroffene Person in einen geschützten Raum gebracht. „Wir gehen dann in Ruhe auf die Bedürfnisse der Person in diesem Moment ein“, erklärt er. Das Festival arbeitet auch mit der Codefrage „Ist Luisa da?“. Erkundigt sich jemand beim Personal nach Luisa, weiß der:die Mitarbeiter:in, dass die Person Unterstützung braucht bzw. gerade belästigt wurde. Das Konzept wurde 2016 vom Frauen-Notruf Münster entwickelt und wird mittlerweile bei verschiedenen Veranstaltungen angewandt.

Selbst in die Hand nehmen

Festivals als Arbeitsplatz sind ebenso ein Thema. „Festivals sollten zu Orten wer-



Damit alle ausgelassen feiern können, wird dieses Jahr beim Poolbar-Festival ein eigener Awareness-Journaldienst eingesetzt. Es gelte: Keine Toleranz bei grenzüberschreitenden Handlungen.

den, wo alle sicher sind und sich wohlfühlen können“, sagt Karin Tonsern. Sie ist Meisterin der Veranstaltungstechnik und erlebte schon öfter, wie es ist, als einzige oder eine der wenigen Frauen in der Crew zu sein: „Es gab manchmal keine einzige Frauentoilette auf Konzerttour und keinen getrennten Duschbereich.“

Tonsern gründete 2019 das Netzwerk „Sisters of Music“, um Frauen aus der

ERKUNDIGT SICH JEMAND NACH „LUISA“, WEISS MAN, DASS DIE PERSON UNTERSTÜTZUNG BRAUCHT.

Veranstaltungsbranche zu unterstützen. An die 300 Mitglieder sind dabei. Seit letztem Jahr veranstalten sie ein eigenes Festival: Beim „Sisters Festival“ arbeiten nur Frauen mit, die Music Acts sind weiblich. „Wir bekommen viel Gegenwind, vor allem von männlichen Kollegen“, erzählt Karin Tonsern. Das Klischee, dass Frauen und Technik nicht zusammengehen würden, halte sich fest. Zudem bekomme sie öfter die Frage zu hören, ob ein rein weibliches Line-up wirklich Publikum anlocke. Letztes Jahr tat es das, rund 1.500 Besucher:innen

kamen. Auch dieses Jahr findet das Festival wieder am 12. Juli in der Wiener Arena statt. Wichtig ist Tonsern darauf hinzuweisen, dass es wieder solidarische Tickets gibt, mit denen einkommenschwachen Frauen der Besuch des Festivals ermöglicht wird.

Gute Zeit für alle

Awareness bedeute, Diversität von Besucher:innen über Mitarbeiter:innen bis hin zum Line-up immer mitzudenken. „Es bringt nichts, wenn ich eine Awareness-Ansprechperson habe und dann steht ein Deutschraper auf der Bühne, der sexistische Texte von sich gibt“, sagt Karin Tonsern, „es geht darum, dass niemand diskriminiert wird, dass auch queere Menschen und Menschen mit Behinderung das Festival besuchen und genießen können.“

Mit „Sisters on Site“ bietet das Netzwerk anderen Festivals an, als anonyme Besucherinnen auf die Veranstaltungen zu gehen und Eindrücke sowie Erlebnisse zu dokumentieren und an die Veranstalter:innen weiterzuleiten. Die Nachfrage sei bisher noch überschaubar. Dennoch freut sich Tonsern, dass das Thema zumindest schrittweise bei mehr Veranstaltungen Eingang findet.



NEUE OBFRAU IM GESPRÄCH

„Dieses Jahr ist ein Knackpunkt“

Zeynep Buyraç ist neue Vorstandsvorsitzende von SOS Mitmensch. Die Schauspielerin im Gespräch über ihren Weg nach Österreich, ihre Ziele für SOS Mitmensch, das besondere Wahljahr und ein charmantes Wien.

INTERVIEW: MILENA ÖSTERREICHER

FOTOS: YASMINA HADDAD

MO-Magazin: Du bist mit 19 Jahren aus der Türkei nach Österreich gekommen. Was hat dich zu dem Schritt bewegt?

Zeynep Buyraç: Ich wollte immer schon Schauspielerin werden. Mit 15 Jahren war ich das erste Mal in Wien und hatte mich so in diese Stadt verliebt, dass für mich bald klar war: Ich werde nach Wien gehen und dort Schauspiel studieren. Es war auch eine gewisse Naivität dabei, die man mit 19 Jahren hat, um so eine Lebensentscheidung zu treffen. Aber ich bin sehr froh, dass ich die hatte.

Verdient Wien in deinen Augen den Titel der unfreundlichsten Stadt der Welt, den es regelmäßig gewinnt?

Nein. *(lacht)* Es gab einmal den wunderbaren Satz, ich glaube in einem Posting im STANDARD-Forum, wo ein

User unter einen Artikel über Wien als die lebenswerteste Stadt geschrieben hat: Ich lass mir mein Wien von keiner Studie dieser Welt schönreden. Unfreundlich? Ja, wahrscheinlich sind wir das. Aber die Stadt ist auch nach wie vor sehr charmant.

Das sagen womöglich nur die Wiener:innen.

Das kann gut sein. Ich bin schon so eine Wienerin, dass ich die Stadt nur verteidigen kann. *(lacht)*

Was hat dir hier anfangs geholfen?

Ich glaube, mir hat es geholfen, dass ich gar nicht in Österreich sozialisiert war, so seltsam das auch klingen mag. Ich komme aus der Metropole Istanbul, einer 15-Millionenstadt, und dann landet man in Wien und wird plötzlich

nur mehr auf die eine oder andere Weise auf seinen Pass reduziert. Das war ein großer Schock. Plötzlich wurde ich ständig mit Fragen zur Türkei und Vorurteilen konfrontiert und wurde quasi das Sprachrohr für 80 Millionen Menschen. Ich kannte das so nicht und hatte daher eine gesunde, „arrogante“ Haltung, weil ich diese Rolle, zu der man mich zwingen wollte, nicht akzeptiert und nicht angenommen habe.

Hat es dich überrascht, dass du 2021 die erste Schauspielerin mit türkischem Background am Burgtheater warst?

Das hat uns alle sehr überrascht, auch das Burgtheater. Als ich damals meinen Vertrag bekommen habe, fragte ich scherzhalber unsere Dramaturgin, ob es vor mir schon eine türkischstämmige

mige Schauspielerin dort gegeben hatte. Sie haben dann recherchiert und sind draufgekommen: Nein, gab es noch nicht. Wenn man überlegt, wie viele Österreicher:innen, die türkischstämmig sind, wir in diesem Land haben und was für eine Geschichte Österreich mit der Zuwanderung aus der Türkei hat, haben das dann doch alle Beteiligten für absurd gehalten, dass ich 2021 die erste war. Aber ich bin sehr glücklich, dass wir alle überrascht waren und dass so viel darüber berichtet worden ist, weil es dadurch eine Sichtbarkeit bekommen hat. Ich habe jahrelang meinen Beruf ausgeübt, ohne dass meine Herkunft ein Thema war, und das führte zu einer gewissen absurden Normalität, weil es ja immer noch eine Ausnahmesituation ist. Ich bin nach wie vor noch die Einzige am Burgtheater. Das heißt, diese Normalität ist noch nicht angekommen und deswegen müssen wir auch in der Öffentlichkeit darüber reden.

Gleichzeitig nervt es aber auch viele Menschen mit Migrationsgeschichte, immer darauf angesprochen und reduziert zu werden, wo dann etwa ihre Arbeit in den Hintergrund rückt.

Das kann ich total verstehen. Ich hätte diese Interviews wahrscheinlich nicht am Anfang meiner Karriere gemacht. Mir ist es erst mit 40 Jahren passiert, dass es thematisiert wurde. Es stand auch nicht mehr zur Debatte, ob ich meinen Beruf gut kann oder nicht, da ich ihn schon seit über 20 Jahren in diesem Land ausübe. Jetzt spreche ich gerne über meine Zuwanderungsgeschichte, da sie wichtig für mich ist, und weil es auch etwas Besonderes ist, den Schauspielberuf nicht in seiner Muttersprache auszuüben. Das sage ich nicht, weil ich mir toll vorkomme, sondern weil ich weiß, es gibt Menschen, und vor allem junge Menschen, die ähnliche Einwanderungsgeschichten haben, und ihnen das Mut machen kann. Es ist auch ermüdend, darüber zu reden, aber

ich weiß, es ermutigt Menschen und das sehe ich auch als meine Verantwortung.

Siehst du mittlerweile mehr Diversität auf den Bühnen und in den Filmen hierzulande?

Ja, das sehe ich, auch wenn ich es in Deutschland noch stärker wahrnehme. In Österreich ist auf jeden Fall ein Wunsch danach da. Und es ist auch eine Notwendigkeit, Diversität zu leben und abzubilden, weil wir nun mal in einer diversen Gesellschaft leben. Wenn wir Zuschauer:innen künftig in unseren Sälen haben wollen, müssen wir einfach auch die Gesellschaft repräsentieren. Und ich bin froh, dass viele Theatermacher:innen das so sehen und dementsprechend besetzen. Diversität ist keine Modeerscheinung, die in fünf

„Wenn wir Zuschauer:innen in unseren Sälen haben wollen, müssen wir einfach auch die Gesellschaft repräsentieren“

Jahren vorbei ist, das ist unsere Realität und das müssen wir ernst nehmen und ernst meinen.

Bei einem Interview hast du einmal erzählt, dass du manchmal negative Reaktionen bekommst, wenn du mit deiner Tochter in der Öffentlichkeit Türkisch sprichst. Wo kann man hier ansetzen?

Ich persönlich beachte diese Reaktionen mittlerweile nicht mehr. Für mich ist es ganz natürlich, in meiner Muttersprache mit meiner Tochter zu sprechen. Ich finde, wir sollten auf jeden Fall die Sprachen weiterhin mit unseren Kindern sprechen. Und wir müssen vor allem in der Gesellschaft diese Trennung zwischen sogenannten guten und schlechten Sprachen, die auch unbewusst sehr schnell passiert, abbauen. Wir sind eine mehrsprachige Gesellschaft und das ist ein Gewinn. Dadurch wird auch keine Sekunde die deutsche Sprache gefähr-

det, da spreche ich aus meiner eigenen Erfahrung. Ich hätte nie im Leben so gut Deutsch lernen können, wenn ich nicht meine Muttersprache so perfekt hätte sprechen können.

Du bist seit Frühjahr die neue Vorsitzende des ehrenamtlichen Vorstands von SOS Mitmensch. Es gab zuvor Konflikte im alten Vorstand, bis hin zu Diskriminierungsvorwürfen. Wie gehst du damit um?

Ich nehme diese Vorwürfe wahnsinnig ernst. Der gesamte neue Vorstand und die Geschäftsführung sind mitten im Prozess, unsere Strukturen auf „blind spots“ hin zu überprüfen und uns dementsprechend zu verbessern. Wir können durch Kritik nur lernen und besser werden. Wir müssen alle selbstkritisch bleiben – das betrifft nicht nur uns als einzelne Organisation – und dementsprechend auch über strukturelle Verbesserungsmöglichkeiten nachdenken und sie umsetzen. Dass ich jetzt als Vorsitzende dieses Vorstands agieren darf, ist erst der Anfang und definitiv noch nicht das Ende.

Welche konkreten Verbesserungen sind angedacht?

Neben der Überprüfung von Strukturen ist für mich das Thema Sensibilisierung ein sehr wichtiges. Ich kenne das auch aus meiner eigenen Rassismuserfahrung, dass es oft eine andere Sensibilisierung braucht. Denn Diskriminierung und Konflikte können auch dadurch entstehen, dass jemand etwas sagt, das andere verletzt, ohne dass das beabsichtigt gewesen wäre. Wichtig ist zu wissen: Wie schaffen wir es, dass so etwas nicht passiert? Und wenn es passieren sollte, wie können wir als Organisation in dieser Situation reagieren und wohin kann sich die betroffene Person wenden? Der oberste Wunsch und das oberste Ziel ist aber natürlich, dass es gar nicht vorkommt. Das kann man mit Workshops gestalten oder mit Vertrau-



Burgtheater-Schauspielerin und Vorsitzende von SOS Mitmensch Zeynep Buyraç spricht inzwischen gern über ihre Zuwanderungsgeschichte, da diese vor allem jungen Menschen Mut machen könne.

enspersonen. Es gibt verschiedene Ansätze, die wir gerade ausarbeiten und in den kommenden Monaten konkretisieren.

Sollten bei Menschenrechtsorganisationen diesbezüglich höhere Standards gelten?

Selbstverständlich müssen wir viel selbstkritischer mit dem Thema umgehen, was aber nicht heißt, dass diese höheren Standards nicht auch für alle anderen Bereiche gelten müssen. Man darf nicht vergessen, wir sind alle Menschen und niemand ist letztendlich davor gefeit. Wichtig finde ich die bereits angesprochene Sensibilisierung. Höhere Standards sollten vor allem aber auch in der Politik gelten. Hier finde ich es ganz wichtig, dass ich mir nicht Reden von Politiker:innen anhören muss, die so dermaßen rassistisch und beleidigend sind, wie sie derzeit vorkommen.

SOS Mitmensch ist seit über dreißig Jahren ein aktiver Teil der österreichischen Zivilgesellschaft. Ist die Zivilgesellschaft in diesem besonderen Wahljahr mit EU- und Nationalratswahlen gut aufgestellt?

Ich hoffe es. Dieses Jahr ist ein Knackpunkt. Ich bin seit über 20 Jahren in Österreich und habe schon etliche Wahlen und Regierungen miterlebt. Doch das ist für mich das erste Mal, dass die Spaltung und Diskriminierung so bewusst und offen kommuniziert wird. Man signalisiert das im Moment so schamlos offen, dass es mir wirklich Angst macht. Es gibt innerhalb von Eu-

„Das ist für mich das erste Mal, dass die Spaltung und Diskriminierung so bewusst und offen kommuniziert wird“

ropa einen Konsens, über den es keine Diskussion geben sollte. Das sind der Schutz der Demokratie und die Würde des Menschen, also die Menschenrechte. Das wird aber im Moment von bestimmten Parteien mehr als relativiert. Das finde ich sehr besorgniserregend. Da ist es auch die Aufgabe von SOS Mitmensch, zu zeigen, dass diese Spaltung uns am Ende des Tages allen schaden wird. Es wird uns durch Diskriminierung und Einschränkung von Freiheiten nicht besser gehen.

Woran denkst du hier bei der Relativierung und Einschränkung unserer Freiheiten?

Wenn wir jetzt etwa von „Remigration“ sprechen und ernsthaft darüber reden, dass Menschen, die in unseren Ländern leben bzw. auch geboren wurden, weggeschickt werden sollen. Oder wenn wir anfangen, die Menschenrechtsvereinbarungen, die Österreich unterzeichnet hat, wie die Europäische Menschenrechtskonvention oder die Genfer Flüchtlingskonvention, zu relativieren. Oder etwa im Kunst- und Kulturbereich: Als der neue Spielplan des Burgtheaters veröffentlicht wurde, wandte sich die FPÖ an die Regierung und meinte, der Spielplan sei demokratiegefährdend und man müsse da eingreifen. Allein wenn ich das Wort „eingreifen“ höre, wird mir schlecht. Also, dass wir tatsächlich offen diesen demokratischen Grundkonsens zur Debatte stellen, halte ich für unglaublich gefährlich.

Was sind deine Ziele nun als Vorsitzende von SOS Mitmensch?

Auf jeden Fall der Kampf gegen Diskriminierung: Das war immer eine der Grundsäulen meines persönlichen Engagements und da bin ich bei SOS Mitmensch nun am richtigen Ort. Konkret ist mein Ziel im Vorstand, dass wir diverser werden, dass wir „state of the art“ sind und uns dahingehend strukturell verbessern. Und natürlich möchte ich auch all die Projekte und Kampagnen weiterführen, wie etwa „Das Gemeinsame zuerst“, wo wir uns mit vielen NGOs zusammen gegen diese politische Spaltung im Land stemmen und sagen: Wir sind für ein Miteinander. Ein weiteres Ziel ist, die Stärkung der Zivilcourage voranzutreiben. Das tut SOS Mitmensch seit langem und das halte ich weiterhin für ganz wichtig.

Das Interview ist eine gekürzte Fassung. Die Langversion ist auf www.sosmitmensch.at zu finden.

SPIEL MIT DEN ÄNGSTEN

Identität als Irrlicht

Der Sozialpsychologe Klaus Ottomeyer erklärt die Psychologie des Rechtsextremismus und zerpfückt das rechtsextreme Konzept von Identität. Es gefährde nicht nur die Demokratie, sondern auch die Gesundheit von Menschen.

GASTKOMMENTAR: KLAUS OTTOMEYER

ILLUSTRATIONEN: P.M. HOFFMANN



Beim Versuch, den aktuellen Rechtsextremismus zu erklären, wird oft von einem ursächlichen Zusammenhang zwischen den angstmachenden großen Krisen, der Klimakrise, der Corona-Krise, dem Ukraine-Krieg, dem Kaufkraftverlust auf der einen Seite und der Faszination des Rechtsextremismus auf der anderen Seite, gesprochen. Es gibt hier aber eine Erklärungslücke. Es ist überhaupt nicht schlüssig, dass die Angst vor den realen großen Bedrohungen, welche wir haben (oder haben sollten), mehr oder weniger automatisch zu einer hasserfüllten Beschimpfung, Erniedrigung und Abschie-

bedrohung gegenüber einer Gruppe von ausgewählten Personen führt, vor denen man Angst haben soll und die als gefährlich gelten. Die Angst und die Aggression beziehen sich auf Menschen, die vor Jahren oder Jahrzehnten eingewandert sind – und daneben auch auf solche, die nicht unbedingt in den traditionellen Geschlechterrollen leben, und stattdessen zum Beispiel „gendern“ wollen. Es gibt hier einen Angstkomplex, den man mit Sigmund Freud nur als neurotische Angst im Unterschied zur Realangst bezeichnen kann.

Realangst ist überlebensfördernd. Ohne die Angst vor äußeren Gefahrenquellen würden wir blind in jede Gefahr hineinlaufen oder wären schon tot. Natürlich sind wir, wie unser jahrzehntelanger Umgang mit der Erderwärmung zeigt, auch gegenüber der Realangst große Künstler im Verleugnen und Bagatelisieren. Neurotische Angst oder „Binnenangst“ hingegen empfinden wir gegenüber unseren eigenen inneren Regungen: unserer Gier, aggressiven



Im Staubsauger der Demagogen entstehe eine toxische Mischung aus Realängsten, neurotisch-paranoide Angst und Wut, schreibt der Sozialpsychologe und Psychotherapeut Klaus Ottomeyer.

Größenphantasien, ungewollt auftauchenden obszönen Bildern und unseren Hirngespinnsten. Wir haben ein beunruhigendes Wespennest in uns selbst. Die gefährlichen Seiten unserer inneren Natur projizieren wir aber lieber auf Personen und Gruppen in der Außenwelt, wo sie dann verfolgt und entschieden bekämpft werden. Damit bewegen wir uns im Feld der neurotisch-paranoide Angst. Neben der Realangst und der neuroti-

schen Angst muss man aber noch die Gewissensangst ansprechen, laut Freud die dritte der menschlichen Grundängste. Diese Angst vor unserem Über-Ich wird von den neuen harten Machos wie AfD-Politiker Bernd Höcke („Wir müssen unsere Männlichkeit wiederentdecken“) lächerlich gemacht. Sie soll durch eine notwendige „wohltemperierte Grausamkeit“ (Höcke) in Bezug auf Auszubürgernde und Hilflose ersetzt werden. Die äußeren Repräsentanten des Gewissens werden als „Gutmenschen“, als Vertreter:innen eines „Tugendterrors“ und neuerdings auch

einer aufdringlichen „Wokeness“ lächerlich gemacht und persönlich bedroht. Die neuen Scharlatane versprechen ihren Anhänger:innen ein unbeschwertes fröhliches Leben ohne den manchmal doch recht schweren Rucksack des Über-Ichs, des Gewissens.

Der Angststaubsauger

Die rechtsextremen Demagogen arbeiten damit, dass sie alle möglichen in der Gesellschaft herumgeisternden Ängste, darunter auch Realängste, systematisch aufgreifen und in neurotisch-paranoide Ängste transformieren. Die Ängste werden von den Demagogen mit großer psychologischer Sensibilität aufgespürt,

Ängste werden
von den Demagogen
aufgespürt und mit
Hirngespinnsten vermischt.

wie mit einem Staubsauger eingesammelt und mit Hirngespinnsten vermischt. Die Ängste werden dabei konkretisiert und personalisiert. Man nennt einige konkrete Personen oder überschaubare Gruppen (Eliten, Verschwörer, Flüchtlinge), deren Bestrafung oder Beseitigung die angstmachenden Missstände umgehend beenden würde. Es wird so getan, als ob es nur einige wenige dingfest zu machende Ursachen für die Angst gäbe, welche von einer Gruppe beherzter Personen rasch beseitigt werden können, zum Beispiel durch den Sturm auf das Machtzentrum. Die für die Missstände angeblich Verantwortlichen können dann auf Fahndungslisten gesetzt werden. Im Staubsauger entsteht eine toxische Mischung aus Realängsten, neurotisch-paranoide Angst und Wut.

Der Angststaubsauger ist mit einer Art Dreckschleuder verbunden, mit der man auf bestimmte Personen und Gruppen zielt. Dabei ist es praktisch, wenn man die ausgewählten Gruppen mit entwertenden Namen wie „Asylbetrüger“, „Mastdarmakrobaten in der EU“, „Feministen-Gender-Woke-Geschwader“ belegen kann. Politische Mitbewerber werden von Herbert Kickl zum „Swingerclub der Machtlüsternen“ erklärt, gehören wie gesuchte Verbrecher „auf die Fahndungsliste“ oder sind „Folterknechte“.

Den Bundespräsidenten nennt Kickl „senil“ und „Mumie in der Hofburg“. Den Namen des aktuellen SPÖ-Chefs verballhornt er zu „Herrn Blabla“. Einen früheren Kanzler nennt er „dicke, rote, fette Spinne“. Er machte sich über die Gesichtsfarbe eines Parlamentariers und über dessen vermutlich hohen Blutdruck lustig, über einen älteren ÖVP-Politiker, dessen Erscheinung er mit Ötzi verglich und mit einem „Verstorbenen, der nur noch zuckt“. Kickl hebt das Übergewicht und die physische Unattraktivität von Arbeitnehmervertretern hervor („Alle dick, statt ausgemergelt“). Ein prominenter Politiker aus dem grünen Spektrum, der über die FPÖ recherchiert, habe vom vielen Sitzen schon „einen Hintern rot wie ein Pavian“ und die Sprecherin einer anderen Partei „mehr Haar“ auf den Zähnen als auf dem Kopf“. Auf die verbale Erniedrigung, Kriminalisierung und Dehumanisierung des Gegners reagiert das Publikum immer wieder mit Lachsalven und Schenkelklopfen. Durch die spontane Eruption von Schadenfreude erodieren in Sekundenschnelle die Reste der Gewissensangst, welche in unserer zivilisierten Alltagskommunikation die Verletzungsbereitschaft gegenüber an-

deren Menschen normalerweise noch unter Kontrolle hält. Bevor sich das Gewissen meldet, hat man schon gelacht.

Identität als Irrlicht

Die rechten Demagogen betätigen sich nicht nur in Bezug auf die körperliche und psychische Gesundheit der Menschen als Ratgeber, sondern sie verbreiten auch auf der großen Bühne der nationalen und internationalen Politik ein umfassendes Heilungsversprechen. Sie versprechen nicht mehr und nicht weniger als die Herstellung oder Wiederherstellung von „Identität“. Haben wir nicht alle manchmal das Gefühl, unsere Identität verloren zu haben oder zerrissen zu sein? Identität ist doch etwas Gutes. Die „Identitären“ haben unter

Auf die verbale Erniedrigung, Kriminalisierung und Dehumanisierung des Gegners folgen Lachsalven.

dem Schutzschirm von FPÖ und AfD in den letzten zwölf Jahren und unter dem Deckmantel der akademischen Sprache einen Identitätsbegriff verbreitet, der schwachsinnig, unpraktikabel und gefährlich ist.

Das Konzept der Identität hat erst Ende der 60er-Jahre über den Psychoanalytiker Erik H. Erikson Eingang in die Psychologie und Humanwissenschaften gefunden. Es kann sinnvoll mit Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit übersetzt werden. Im Bildungssystem der 70er- und 80er-Jahre stand „Identität“ für die Entwicklung einer emanzipatorischen Beziehung des Menschen zu sich selbst. Diese Beziehung eröffnet im Verlauf der Lebensgeschichte Möglichkeiten der Selbstreflexion und Selbstkritik. Das ist so ziemlich

das Gegenteil einer einfachen, bekenntnishaften Gruppenzugehörigkeit, wie sie den Rechten vorschwebt. Die Entstehung und Ausgestaltung von Identität sind vielfach untersucht worden.

Eine gute Basis von Identität sind bekanntlich Liebe und Vertrauen in unsere frühen familialen Bezugspersonen („Urvertrauen“). Soziale Anerkennung in Gruppen spielt bald eine Rolle, auch die Zugehörigkeit zu einer Nation, Religion oder kulturellen Gruppe. Zu einer stabilen und flexiblen Identität („Ich-Identität“) gehört aber immer auch das Ausbalancieren von verschiedenen („multiplen“) Gruppen-Zugehörigkeiten und von teilweise sehr unterschiedlichen Teilidentitäten. Um seine Identität zu erhalten, muss man sich oft genug vom aktuellen Gruppenkonformismus klar abgrenzen. Manchmal auch mit Ironie oder „Rollendistanz“. Man muss so sein wie alle anderen und zugleich so sein wie kein anderer.

Die Rechtspopulisten und Rechtsextremen propagieren die Zugehörigkeit zu einer einzigen ethnisch homogenen Großgruppe als den allein glücklich machenden Weg zur Identität. Dabei wird mit einer auffälligen Penetranz die Überlegenheit der eigenen Großgruppe über andere Gruppen betont und skandiert: „America first!“, „Unser Land zuerst!“, „Zuerst Italien und die Italiener!“, „Ungarn an erster Stelle!“, „Britain first!“, „Les Français d'abord!“ usw. Das relativiert sich eigentlich wechselseitig. Man kann sich das Gedränge vorstellen, wenn alle Rechtsextremen auf einem Platz versammelt wären.

„Man hat es wissen können“

Zu Beginn der Amtszeit von Donald Trump haben 27 bekannte Psycholog:innen und Psychiater:innen in den



Die Gefahr benennen und nicht den Kopf in den Sand stecken: Klaus Ottomeyer warnt vor den Gefahren der rechtsextremen und identitären Heilungsversprechen.

USA davor gewarnt, dass mit Trump ein Mann mit den Charakterzügen eines böartigen („malignen“) Narzissmus und mit asozialen Neigungen ins Präsidentenamt kommen würde. Man hat die Expert:innen kritisiert, weil sie damit gegen eine ältere Regel (die „Goldwater Rule“) verstoßen hätten, die besagt, dass man über lebende Politiker in der Öffentlichkeit keine psychologischen oder psychiatrischen Diagnosen verbreiten darf. Außerdem wisse man noch gar nicht, wie sich die kritisierten Eigenschaften in der realen Amtsführung zeigen würden. Es werde vielleicht nicht so schlimm. Nachher kam aber alles noch viel schlimmer. Inzwischen weiß dank Trump die ganze Welt, was bössartiger Narzissmus ist. Die menschenfeindlichen Züge des neuen Rechtsextremis-

mus und die psychologischen Tricks, mit denen Herbert Kickl das Publikum zur einer Selbsterhöhung sowie zur Erniedrigung und Verfolgung anderer einlädt, sind jetzt schon gut sichtbar und erklärbar. So kompliziert sind die Tricks,

Wir sollten den rechtsextremen Ungeist benennen, der die Demokratie und Gesundheit der Menschen gefährdet.

die an unsere niedrigsten Instinkte appellieren, nicht. Es stehen in Österreich wie auch in den USA und Deutschland Wahlen an. Man sollte vorher wissen, wessen Geistes Kind der angekündigte Volkskanzler oder Erlöser ist, bei dem man sein Kreuz macht. Psycholog:innen und

Psychotherapeut:innen können und sollten öffentlich den rechtsextremen und identitären Ungeist benennen, der nicht nur die Demokratie, sondern auch die Gesundheit von Menschen gefährdet.

Klaus Ottomeyer ist Sozialpsychologin und Psychotherapeut. Er war bis 2013 Ordentlicher Professor an der Universität Klagenfurt. Auf seine Initiative wurde am 2. Mai 2024 ein „Offener Brief von 300 PsychologInnen und PsychotherapeutInnen“ versendet, der dazu aufruft, Rechtsextremismus zu verhindern.

Der Text erschien erstmals auf www.stopptdierechten.at. Das MO-Magazin druckt eine gekürzte Fassung.



Baumhaussiedlung im Hambacher Wald, Deutschland
© Foto Tim Wagner



Protest gegen die geplante Startbahn West, Frankfurt, 1981
© picture-alliance dpa Wolfgang Eilmes

KULTURSOMMER

Protest goes Kultur

Die Mischung von Kultur und Protest schafft es, dass die Vengaboys plötzlich politisch werden und Architektur sich etwas von Protestcamps abschaut.

TEXT: MAGDALENA PICHLER

Ein blau-grau-oranges Kuppelzelt und dahinter ein gelbes Fahrrad. Das ist das Erste, was bei der Ausstellung „Protest/Architektur“ im MAK, dem Museum für angewandte Kunst in Wien, ins Auge sticht. Rundum liegen Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge wie eine Axt oder Farbkübel. Insgesamt 121 Gegenstände von der Lützerath-Wunschliste, quasi ein Sachspenden-Aufruf der Aktivist:innen. Lützerath, das war ein Ort und Protestcamp nahe Düsseldorf. Aktivist:innen protestierten gegen den dortigen Braunkohletagebau. Ab 2020 kam es seitens des Tagebaubetreibers RWE Power AG zu ersten Abbaumaßnahmen. Damals begannen Proteste und es wurde ein

Protestcamp errichtet. Laut Deutsche Welle war Lützerath ein symbolischer Ort für das Erreichen des 1,5 Grad-Klimazieles, also der Begrenzung der Erderwärmung im Vergleich zum vorindustriellen Niveau auf 1,5 Grad Celsius. Aus Sicht des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) müsste Deutschland den Braunkohleabbau nämlich stark drosseln, um dieses Ziel zu erreichen. Im Jänner 2023 wurde das Camp schließlich polizeilich geräumt.

Mittel des Protests

Das Protestcamp Lützerath ist eines von vielen Beispielen, die in der Ausstellung „Protest/Architektur“, kuratiert von Oliver Elser und Sebastian Hackenschmidt,

vorgestellt werden. Andere sind etwa die Protestcamps in der Lobau in Wien, am Majdan in Kiew oder am Tahrirplatz in Kairo. Manche Proteste scheiterten, andere erreichten ihr Ziel, wie etwa die seit 2012 andauernden Proteste im Hambacher Wald in Deutschland („Hambibleibt!“-Proteste) oder die Farmer-Proteste 2020-2021 in Indien.

„Die Architektur spielte für das Erreichen der Protestziele oft eine wesentliche Rolle“, heißt es in der Ausstellung, die noch bis 25. August im MAK zu sehen ist. So werden Baumhäuser oft über 2,5 Meter geplant, da die Polizei ab dieser Höhe mit Spezialkräften anrücken muss. Das verzögert die Räumung des Camps. Oder sogenannte Tensecurity-

Strukturen mit denen die Bewegung „Extinction Rebellion“ arbeitet. Das sind Zugkonstruktionen aus Seilen und Bambusrohren, in denen sich die Aktivist:innen einhängen können. Auch sie ermöglichen durch das Spiel mit der Höhe eine Verzögerung der Räumung. Protestcamps haben nicht nur eine ihnen eigene Protestarchitektur, manche erinnern auch an Stadtbilder. So orten die Kurator:innen bei dem mit Plakaten und Transparenten behängten Gebäude am Gezi-Park in Istanbul eine Ähnlichkeit mit dem New Yorker Times Square. Bei anderen Beispielen sehen sie wiederum eine Inspiration seitens der Architekt:innen von Protestarchitektur, etwa die Kletternetze in der Claremont Road in London für die Kunstinstallationen Tomás Saracenos.

Musik und Protest

Genauso wie Protest eine spezifische Architektur hervorbringen und „herkömmliche“ Architektur inspirieren kann, arbeitet Protest oft auch mit Musik. So könne eine andere Wirkung erzielt werden, beispielsweise über die Gefühlsebene, wie Isabel Frey sagt. Sie ist Senior Artist am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien (MDW), jiddische Sängerin und Initiatorin der jüdisch-arabischen Friedensinitiative „Standing Together Vienna“. Frey stürzte sich in ihrem Tun auf dezidierte Protestlieder, habe allerdings auch festgestellt, dass al-

Luetzerath © Stefan Lux, MAK



Lobau bleibt Proteste Wien, Österreich © Foto Merle

lein jiddische Musik öffentlich zu spielen und als jüdische Musikerin aus Wien aufzutreten manchmal schon Protest genug sei. Im Rahmen von „Standing Together“ veranstaltet sie Mahnwachen, bei denen den Opfern auf beiden Seiten gedacht wird, und setzt dort auch auf Musik.

Zum Thema Protest und Musik fällt Marko Kölbl, Institutsleiter vom Institut für Volksmusikforschung und Eth-

„Die Architektur spielt für das Erreichen der Protestziele oft eine wesentliche Rolle.“

nomusikologie an der MDW sofort ein Lied ein: „We’re going to Ibiza“ von den Vengaboys. Er nennt es als Beispiel einer Umdeutung eines Songs. Dies geschah im Rahmen der „Ibiza“-Proteste. „Es wurde plötzlich zur Hymne einer politischen Bewegung, obwohl es als Lied komplett unpolitisch ist, und sogar im Gegenteil eigentlich einen vielleicht fragwürdigen Content hat“, sagt Kölbl. Bei den Donnerstagsdemonstrationen gegen die ÖVP-FPÖ-Regierung fanden viele verschiedene Musiker:innen zusammen, erinnert Isabel Frey. Auch

andere Bereiche der Kultur hatten dort Platz. „Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek nutze als Auftrittform für ihre Texte politische Räume wie etwa die Donnerstagsdemonstrationen und jetzt wieder Auftritte gegen Rechts, wo dann diese Texte performt und zur Auf-führung gebracht werden“, sagt Stefan Kramer, Professor am Institut für Germanistik an der Universität Wien.

Programme, die sich künstlerisch mit Protest befassen oder selbst Protest sind, gibt es derzeit einige. Neben der Protestarchitektur-Ausstellung im MAK etwa die „Klimabiennale Wien“, die sich bis Mitte Juli, an verschiedenen Orten mit der Klimakrise auseinandersetzt. Das nächste Konzert der Initiative „Standing Together“ von Isabel Frey ist am 13. Juni im WUK zu hören. Oder die Wiener Festwochen im Juni, die ein Programm versprechen, das „global, entgrenzt, utopisch, radikal politisch und radikal ästhetisch“ werden soll. Es steht ein spannender (Protest-)Kultursommer bevor.

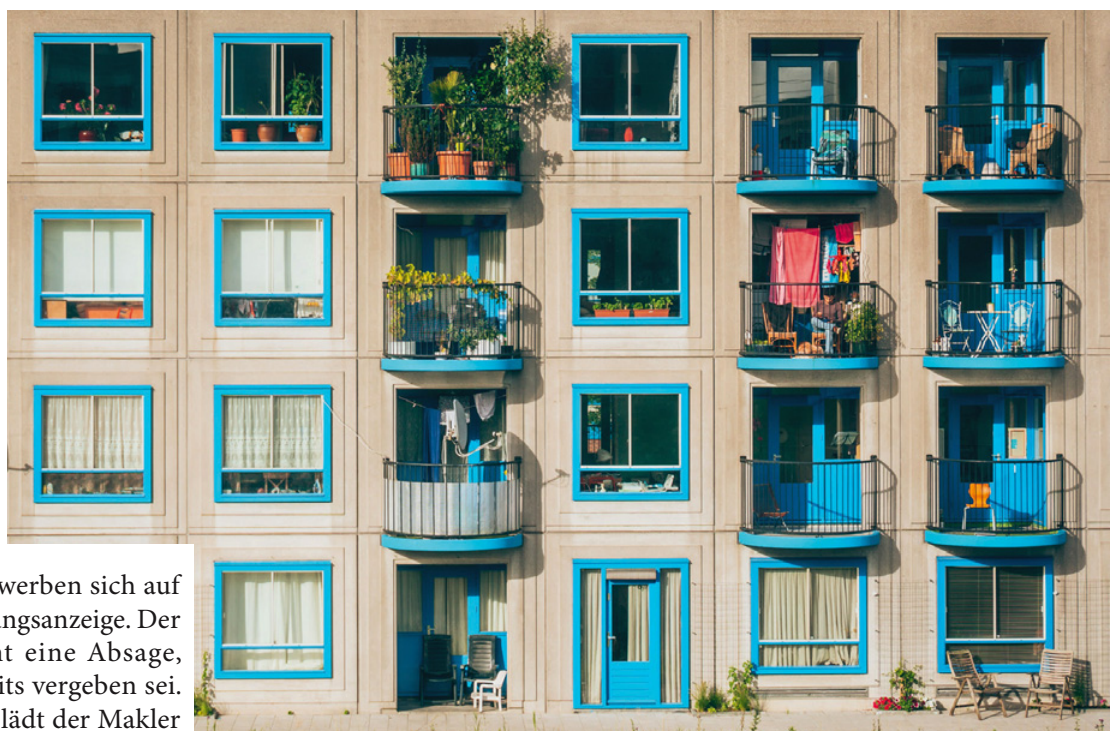
Magdalena Pichler ist freie Journalistin mit einem Schwerpunkt auf Kultur und Gesellschaft. Sie studierte u. a. Journalismus an der FH Wien der WKW. Privat mag sie Natur, Literatur und Kuchen. .

AUFREIBENDE SUCHE

„Sie vertrauten uns nicht“

Die Wohnungssuche kann jedem die Nerven kosten – umso mehr, wenn man erst kürzlich aus seiner Heimat geflohen ist. Denn für geflüchtete Menschen kommen zusätzliche Hürden wie finanzielle Barrieren oder Rassismus hinzu.

TEXT: SALME TAHA ALI MOHAMED



Zwei Männer bewerben sich auf dieselbe Wohnungsanzeige. Der Erste bekommt eine Absage, da die Wohnung bereits vergeben sei. Zehn Minuten später lädt der Makler aber den zweiten Mann mit folgenden Worten zu einem Besichtigungstermin ein: „Sie sind der erste Österreicher, der mich anruft.“

Was sich wie ein schlechter Scherz anhören mag, ist das Ergebnis einer SORA-Studie. Diese wurde 2023 im Auftrag der Gleichbehandlungsanwaltschaft (GAW) durchgeführt. Zwei erfundene Tester bewarben sich telefonisch auf 157 Wohnungsinserate in Wien, Graz, Innsbruck und Linz. Unterscheiden konnte man die beiden nur durch die Herkunft und den Akzent, ansonsten waren sie ident. Doch während „Michael Gruber“ mit seinen perfekten Deutschkenntnissen zu jedem Besichtigungstermin einge-

Allein schon wegen ihres Namens haben geflüchtete Menschen oft Schwierigkeiten, einen Besichtigungstermin für eine Wohnung zu bekommen.

laden wurde, traf das für „Muhammad Asif“, der in Afghanistan geboren wurde und mit Akzent sprach, nur bei 78 Telefonaten zu. Obwohl Asif immer als

„Michael Gruber wurde zu jedem Termin eingeladen, Muhammad Asif nur zu 78 von 157 Besichtigungen“

Erster anrief, erhielt er bei der Hälfte der Bewerbungen eine Absage. Entweder wäre die Wohnung schon vergeben, es fänden derzeit keine Besichtigun-

gen statt oder er müsse vorab weitere Unterlagen schicken. Gruber, der in allen Fällen zehn Minuten später anrief, bekam nichts davon zu hören.

„Alleine wegen ihres Namens haben Menschen mit Fluchterfahrungen eine geringere Chance, eine Wohnung zu bekommen. Das beobachten wir tagtäglich“, erzählt Jascha Dor von „Flüchtlinge Willkommen“ (FlüWi). Die Initiative bringt geflüchtete Menschen mit WGs oder Familien mit freien Zimmern zusammen. Dor und sein Team unterstützen sie auch auf der Suche nach einer

eigenen Wohnung. Die Klient:innen sind derzeit vor allem junge Menschen mit Asylstatus. „Während des Asylprozesses befinden sich die Menschen in der Grundversorgung, in der für ihre Unterbringung und Verpflegung gesorgt wird. Aber sobald sie Asyl oder subsidiären Schutz erhalten, bekommen sie eine kurze Übergangsfrist, in der sie sich einen Job und eine Wohnung suchen müssen“, so Dor. Da dieser Umstieg „unfassbar schwierig“ ist, setzt die Initiative genau hier an: „Du wirst nicht sofort einen Job finden und ohne Job ist es schwer, eine Wohnung zu bekommen.“

Skeptische Vermieter:innen

Das erlebte Nasim Alizadeh am eigenen Leib. Der heute 25-jährige Fachsozialbetreuer flüchtete 2016 mit 17 Jahren aus Afghanistan nach Österreich. Zwei Jahre lang lebte er in einem Flüchtlingsheim im steirischen Voitsberg. „Ich lerne Deutsch und besuchte ein Gymnasium. Aber im kleinen Haus lebten 30 Personen, die oft bis ein Uhr in der Früh

Nasim Alizadeh besichtigte 30 Wohnungen und erlebte dabei vieles, das er nicht erwartet hätte.



Foto: Johannes Amschl, Salime Tahar Ali Mohamed



Jascha Dor von der FlüWi-Initiative erzählt von den Problemen seiner Klient:innen: Nach Erhalt des Asylstatus sei nur wenig Zeit, einen Job und eine neue Wohnmöglichkeit zu suchen.

sangen oder sich unterhielten. Ich konnte mich schwer konzentrieren“, erinnert sich Alizadeh. Deswegen beschlossen er und ein paar seiner Mitbewohner, sich gemeinsam eine Wohnung zu mieten. Die Suche nahm ein Jahr in Anspruch. „Die Vermieter:innen waren uns gegenüber skeptisch, weil wir nicht arbeiten durften. Sie vertrauten uns nicht“, erzählt der 25-Jährige. Sie erhielten Ab-

2021 betrafen 43 Prozent der Anfragen an die GAW den Zugang zu Wohnraum.

sage nach Absage. Misstrauen begegnete Nasim Alizadeh auch Jahre später, als er und seine Frau – eine Österreicherin mit türkischen Wurzeln – gemeinsam in eine bessere Wohnung ziehen wollten. „Wir haben 30 Wohnungen besichtigt und dabei Sachen erlebt, mit denen ich nicht gerechnet hatte. Damals habe ich bereits drei Jahre lang gearbeitet und meine Freundin auch“, schildert Alizadeh, „wir wurden oft als Erstes gefragt, woher wir kommen. Das ist so eine rassistische Frage. Was geht das die Vermieter:innen an?“

Darüber hinaus sorgten sich viele der Vermieter:innen, dass sie die Miete nicht zahlen werden – und das, obwohl sie ihre Lohnzettel vorgezeigt hatten. „Eine Vermieterin meinte, dass sie uns die Wohnung nicht geben könne, weil wir jung und keine Österreicher:innen sind. Deswegen brauche sie eine österreichische Person, die uns kennt und die sie kontaktieren kann, falls wir die Miete nicht zahlen oder verschwinden. Doch selbst als sie eine solche Person fanden, klappte es nicht: „Dann sagte sie uns, dass sich eine andere Person vor uns gemeldet hätte. Aber ich habe das Wohnungsinserat einen Monat später immer noch auf Willhaben gesehen.“

Diskriminierung abschaffen

Im Jahre 2021 betrafen 43 Prozent der Anfragen an die Gleichbehandlungsanwaltschaft im Bereich „Diskriminierung bei Gütern und Dienstleistungen aufgrund der ethnischen Herkunft“ den Zugang zu Wohnraum. „Die Personen, die sich an uns gewandt haben, wurden bereits bei der Anfrage diskriminiert und bei Wohnungsbesichtigungen mit abwertenden Kommentaren konfrontiert. Deswegen haben wir die SORA-



Für die Anwaltschaft war wichtig, das Problem der Diskriminierung am Wohnungsmarkt aufzuzeigen, so GAW-Leiterin Sandra Konstatzky.



Viele wollen im Asylprozess ‚keine Probleme‘ machen und würden deshalb keine Anzeige erstatten, erklärt Maternus Schmitz von der Diakonie.

Studie in Auftrag gegeben“, erklärt Sandra Konstatzky, Leitern der Gleichbehandlungsanwaltschaft. „Für uns war es wichtig, zu zeigen, dass es dieses Problem gibt“, so Konstatzky.

Das aktuelle Gleichbehandlungsgesetz liefere jedoch unbefriedigende Lösungen. „Man bekommt nur Schadenersatz. Das wollen die wenigsten weiterverfolgen, weil es sehr viel Aufwand bedeutet“, fährt die Anwältin fort. Daher plädiert sie auch für einen „stark präventiven Ansatz“, um diejenigen, die in Schlüsselpositionen sind, zum Beispiel Immobilienmakler:innen, in die Pflicht zu nehmen, und Verbandsklagerechte, um diskriminierende Praktiken abschaffen zu können.

„Viele geflüchtete Menschen machen sich Sorgen, dass eine Anzeige ihre Chancen im Asylprozess beeinflussen könnte. Sie wollen ‚keine Probleme‘ machen“, ergänzt Maternus Schmitz vom Flüchtlingsdienst der Diakonie. Er ist stellvertretender Leiter und Berater in der Wohnberatung für subsidiär Schutzberechtigte. Personen erhalten diesen Status, wenn ihr Asylantrag aufgrund mangelnder Verfolgung abgelehnt wird, ihr Leben aber in ihrer Heimat, etwa durch Krieg, gefährdet ist. „Rassismus ist ein großes Thema in unseren Bera-

tungen. Das hat sich in den letzten Jahren deutlich abgezeichnet“, schildert er. Mit der Kampagne „Stop Racism, Start Housing“ will die Initiative „Flüchtlinge Willkommen“ auf diese Problematik aufmerksam machen. Sie richtet sich an die Zivilbevölkerung und vor allem an Menschen mit freien Zimmern, die eine geflüchtete Person bei sich aufnehmen wollen. „Wir sind davon überzeugt, dass es Vorteile für beide Seiten hat, wenn

„Es hat Vorteile für alle, wenn Geflüchtete mit Menschen, die schon länger hier sind, zusammenwohnen“, so Dor.

Betroffene mit Menschen, die schon länger in Österreich leben, zusammenwohnen“, meint Jascha Dor. Geflüchtete Menschen gewinnen dadurch ein Netzwerk, das ihnen bei der Navigation in der neuen Heimat hilft. Dadurch werden Vorurteile abgebaut und die Integration gefördert. Das sei auch den Klient:innen bewusst. Deswegen wollen viele von ihnen in eine WG ziehen. Doch auch hier treffen sie auf Vorbehalte, wie Dor betont: „Wir merken, dass sie abgeschrieben werden, wenn sie ein gewisses Profil haben.“ Das treffe vor allem auf Männer zu. Vereinzel-

te WGs schrieben der Initiative, dass sie nur Frauen bei sich aufnehmen wollen. „Das kann man mit den Vorurteilen, die gegenüber geflüchteten Männern herrschen, erklären“, sagt der Projektleiter. Auch der rechtliche Status kann einen großen Unterschied machen. Denn während man mit Asylstatus in Wien Zugang zu Gemeindewohnungen hat, trifft das nicht auf Menschen mit subsidiärem Schutz zu. „Dabei sind die Finanzen eine große Hürde für diese Betroffenengruppe. Wenn junge Menschen mit einer gewissen Summe an angespartem Geld nach Österreich kommen, ist es in der Regel am Ende des Asylprozesses aufgebraucht. Das heißt, du stehst nicht nur vor dem Problem, die Wohnung erst einmal zu bekommen, sondern auch davor, diese zu finanzieren“, erläutert Dor. Ein leichter Zugang zum Gemeindebau würde hier Abhilfe schaffen. „Allgemein gilt: Alles, was den Wohnungsmarkt gerechter und inklusiver macht, ist auch gut für geflüchtete Menschen“, zeigt sich Jascha Dor überzeugt.

Salme Taha Ali Mohamed schrieb unter anderem für das *biber* Magazin, *Social Attitude* und das *uni:view*-Magazin der Uni Wien. Aktuell arbeitet sie als Redakteurin für die *Wiener Bezirkszeitung*.

KOLUMNE

Gott und die Welt

Einblicke in das (Er-)Leben der österreichischen Gesellschaft aus Sicht einer Wiener Muslima. Mit dunkelbuntem Humor und feurigem Temperament, aus dem Herzen Österreichs.

KOLUMNE: MENERVA HAMMAD



Illustration: Petja Dimitrova

Österreich ist ein doch sehr christlich geprägtes Land. Wir grüßen einander mit „Grüß Gott“, bei einer emotionalen Erleichterung kommt auch einer nicht gläubigen Person mal ein „Gott sei Dank“ über die Lippen, es wird mehrheitlich christdemokratisch gewählt und hin und wieder, da schauen auch Menschen, die niemals an einen Gott geglaubt haben, dankbar, hoffnungsvoll, oder gebrochen zum Himmel hinauf – suchend, fragend, dankend, dass da am Ende des Weges vielleicht doch jemand sei...

Vor vielen vielen Jahren habe ich ab und zu ehrenamtlich in Altersheimen ausgeholfen. Ich habe meine Sittu in Ägypten vermisst. Jene Ferien, die ich nicht mit ihr verbracht habe, habe ich nun mit anderen Omis hier in Österreich verbracht. Ich habe mich mit ihnen in den Garten gesetzt und ihnen vorgelesen. Das mochten sie sehr. Oft erzählten auch sie mir einfach aus ihrem Leben. Einsamkeit macht gesprächig und besucht wurden viele nicht mehr. Dort, im Altersheim, traf ich auch Frau Q. Sie konnte sich meinen „komischen“ Namen nicht merken und taufte mich somit in „Puppe“ um, weil sie meine Wangen an die Porzellanpuppen ihrer Mutter erinnerten.

Einmal erwischte mich Frau Q. am Gang und bat mich zu sich ins Zimmer. Sie sah mich mit gehobener Augenbraue an: „Ich habe Sie gesehen. Im Putzkammerl, gestern.“

„Ich habe gebetet“, sagte ich.

„Aha. Und machen Sie das regelmäßig“, fragte sie mich.

„Nein. Aber ich bemühe mich drum.“

„Aha. Also glauben Sie an *ihn*?“

„An wen“, fragte ich verduzt.

Sie, völlig aufgebracht: „Na ihn. Gott, Allah, Blabla! Sie beten ihn doch an.“

„Ich bete *zu* ihm. Ja, ich glaube an ihn.“

„Wieso“, wollte sie fast schon verzweifelt wissen.

„Das kann ich nicht sagen. Ich habe einfach nie daran gezweifelt. Mein Gefühl sagt es mir“, antwortete ich zuversichtlich.

„Aha“, sagte sie fast spöttisch zurück.

Das war 's. Ein Jahr später war ich wieder dort. Es ging Frau Q. deutlich schlechter als das Jahr zuvor. Sie kam nicht mehr oft aus dem Zimmer heraus, ich durfte ihr aber im Gemeinschaftsraum etwas vorlesen, wenn sie es wollte. Es brach mir das Herz, sie so zu sehen. Sie hatte viel an Gewicht und Lebensfreude verloren. Einmal verlangte sie nach mir. Ich sollte ihr etwas aus der Bibel vorlesen. Dann nahm sie

mir das Buch aus der Hand und sagte: „Weißt du, Puppe, ich glaube gar nicht an ihn, dennoch habe ich Angst ihm zu begegnen. Hast du auch Angst? *Ihn* zu sehen? Nach einem langen Leben, worin man ihn verachtet hat, weil er für einen nichts getan hat?“

„Wenn ich an ihn denke, dann an seine endlose Barmherzigkeit. Daran, dass er das alles gar nicht so eng und streng sieht, wie wir denken. Daran, dass für ihn nur das Herz zählt. Und Sie haben ein wirklich gutes.“

„Ich habe niemanden. Der richtige Mann kam nie und somit auch keine Kinder. Ich war ein Einzelkind, habe meine Eltern alleine begraben müssen, wer wird mich begraben? Wer wird um mich trauern? Wer wird mir im Sterbebett die Hand halten und für mich beten?“

Ich hielt ihre Hand und versprach ihr hoch und heilig: „Ich werde für Sie beten, Frau Q. So oft ich kann. Auch, wenn Sie nicht daran glauben, so werde ich für Sie beten, wenn Sie das so wollen.“

Sie nickte und streichelte meine Hand. Wenige Tage danach starb sie alleine in ihrem Zimmer und ich war nicht da...

Aber ich bete für sie. Auch über zehn Jahre später und ich werde es solange ich lebe tun.

POPULÄR GESEHEN

Unauffällig

Bis heute ist die größte Terrorserie der zweiten Republik im kollektiven Gedächtnis des Landes unsichtbar.

EINE KOLUMNE VON MARTIN SCHENK
Illustration: Petja Dimitrova



Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie Österreich.

Vor 30 Jahren explodierten die ersten Briefbomben in den Händen der Redakteurin der ORF-Minderheitenredaktion Silvana Meixner und des in der Flüchtlingshilfe engagierten Pfarrers August Janisch. Es sollten 25 Briefbomben und drei Sprengfallen werden.

Mit einer Rohrbombe tötete der Terror im burgenländischen Oberwart Josef Simon, Peter Sarközi, Karl Horvath und Erwin Horvath. Die Polizei durchsuchte zuerst die Häuser und Wohnungen der Roma-Familien. Manuela Horvath, zwei der Ermordeten waren ihre Cousins, erzählt wie sie damals, ein 10-jähriges Mädchen, mit Schock und Angst über die Todesgefahr da draußen in der Küche saß, während die Polizei ihr Kinderzimmer durchsuchte. Erst zwei Tage später – nachdem im einige Kilometer entfernten, zweisprachigen Stinatz eine Bombe Erich Preiszler die Hand zerfetzte – wurde von den Behörden in Richtung rassistischer Anschlag ermittelt. Der Terrorist – übrigens ein Begriff, der im Zusammenhang mit Franz Fuchs kaum vorkommt, meist heißt es der Briefbomber oder der Attentäter – der Terrorist sei „unauffällig“

gewesen, ein „normaler“ Nachbar, vielleicht ein wenig eigenbrötlerisch, ja, aber sonst nicht der Rede wert. War er vorher noch ein unauffälliger Normaler aus der gesellschaftlichen Mitte, wird er nachher zum „verrückten Einzeltäter“. Das hilft, sein problematisches ideologisches und gesellschaftliches Umfeld auszublenden. In den Bekennerbriefen offenbart sich ein Weltbild, das vielen nicht so fremd ist. Es beginnt mit einer giftigen und dominanten Männlichkeit, geht weiter mit völkischer Gesellschaftsordnung und endet bei autoritärer Haltung gegenüber Demokratie und Pluralismus. Kultur wird als Natur gedacht, eine einzige Identität wird zum alleinigen Zentrum des Lebens. Soziale Ungleichheit wird mit eingeborener Differenz, Gesellschaft mit Volk verwechselt. Was mir im Rückblick auffällt: Es gibt keine Sprache, keine gemeinsame Erzählung, die größte Terrorserie der zweiten Republik ist im kollektiven Gedächtnis des Landes unsichtbar, liegt im Nebel, die Erinnerungen verblassen, die Namen der Opfer verstummen. Wir erinnern uns jetzt, 30 Jahre danach, an die allgemeine Nichterinnerung.

POLIZEIKOLUMNE

Droge
Polizeipräsenz

Jetzt belegt eine deutsche Studie: Polizeipräsenz führt zu Verunsicherung.

POLIZEIKOLUMNE - PHILIPP SONDEREGGER
BEOBACHTET DIE STAATSGEWALT.
Illustration: Petja Dimitrova

Wie kann die Polizei das subjektive Sicherheitsgefühl heben? Eine häufige Antwort darauf ist Polizeipräsenz. Je sichtbarer die Polizei, desto geringer die Kriminalitätsfurcht, so die Rechnung. Auch das Innenministerium hat sich mehr Präsenz zum Ziel gesetzt. Sogar der Rechnungshof führte eine Prüfung durch, wie viel Zeit die Uniformierten auf der Straße verbringen und hat zahlreiche Verbesserungen empfohlen. Die gute Absicht treibt mitunter bunte Blüten. An belebten Plätzen werden tagelang Polizeiwagen abgestellt, um den Eindruck von Präsenz zu erwecken.

Was aber, wenn die Rechnung gar nicht aufgeht? Zu diesem Ergebnis kommt jetzt ein rares Feldexperiment der Polizei Nordhessen in Zusammenarbeit mit der Uni Gießen. In einer randomisierten Kontrollstudie wurden ausgewählte Stadtteile an drei Tagen die Woche zusätzlich bestreift. Und zwar von gewöhnlichen Polizist:innen zu Fuß und im Einsatzwagen. Ebenfalls zufällig ausgewählte Kontrollgebiete mussten sich mit der gewöhnlichen Polizeipräsenz begnügen.

RE-CHECK



Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler, lebt in Wien und bloggt auf phsblog.at.



Vanessa Spanbauer ist Journalistin und Historikerin aus Wien.

Die Win-lose-Situation

Für ein Land, das maximal unwillkommen sein will, haben wir große Forderungen.

VANESSA SPANBAUER CHECKT MEHRFACH: EINE KOLUMNE ÜBER DIVERSITÄT, FEMINISMUS UND MIGRATION.

Illustration: Petja Dimitrova

Die anschließende Befragung der Bewohner:innen förderte Erstaunliches zu Tage. „Wo mehr Polizei war, fühlten die Bürger sich unsicherer“, resümiert Studienautor Tim Pfeifer. Zudem sei diese Gruppe sensibler für Kriminalitätsbelastung geworden. Sie nahmen plötzlich mehr Kriminalität in ihrer Umgebung wahr, obwohl es dafür keine Entsprechung in den Statistiken gibt. Eine abschreckende Wirkung auf Kriminelle hatte die Polizeipräsenz übrigens auch nicht.

Nun zeigt sich aber in Umfragen ein breit getragener Wunsch nach vermehrter Polizeipräsenz. In der Studie haben insbesondere jene nach mehr Polizei verlangt, die ohnehin mehr hatten. Pfeifer nennt es das Präsenz-Paradoxon. Mehr Polizeipräsenz steigert die Furcht vor Kriminalität und das Verlangen nach noch mehr Polizei. Ohne Aussicht auf Verbesserung. Die Politik der Polizeipräsenz trägt also Züge einer kollektiven Drogen-sucht. Der Konsum mildert nicht das Verlangen, im Gegenteil, die Dosis muss steigen.

Stellen bleiben unbesetzt, an Fachkräften mangelt es und das Gesundheitssystem ist am Anschlag. Es gibt zu wenige Arbeitskräfte. Die einfach geglaubte Lösung: Wir holen sie aus dem Ausland. Der Gedankengang ist nicht neu, ebenfalls antiquiert ist die Haltung den Menschen, die kommen sollen, gegenüber. Die Frage bleibt: Wer will nach Österreich, wenn man sich das „Ich arbeite in einem Mangelberuf“ fast auf die Stirn tätowieren muss, um halbwegs okay behandelt zu werden?

Für ein Land, das so stark daran arbeitet maximal unwillkommen zu wirken und versucht Migrant:innen abzuschrecken, haben wir große Forderungen und unrealistische Vorstellungen. Die FPÖ befindet sich im Umfragehoch, die ÖVP verliert sich in Blasmusik und Leitkulturphantasien, und Rassismus findet sich in den Strukturen und im Alltag zu genüge. Und Gleichstellung und Förderung von Frauen im Berufsleben? Nein, lieber wird das Gendern gestrichen. Die Anwerbeversuche der Politik werden teils konkret. Frauen von den Philippinen sollen uns in Zukunft pflegen. So wie es Frauen von den

Philippinen und verschiedenen anderen Gebieten, wie Korea, Rumänien oder der Slowakei seit Jahrzehnten machen. Die Gegenleistung für die Arbeit ist fraglich. Faire Löhne sollen sie nicht verlangen, die Arbeitsbedingungen sind für alle in dem Bereich katastrophal, und langfristig bleiben – bitte nicht. Ihre Kinder sollen am besten dort bleiben, wo sie sind. Es gibt weder Plätze in Kindergärten noch in Schulen. Ein Job wird geboten, kein Leben. Ebenfalls gesucht: Personen in Technik, IT und in der Gastronomie. In all den Jahrzehnten wurde nichts gelernt. Die Gastarbeiter:innen-Generation musste sich mit diesen Thematiken schon vor Jahrzehnten auseinandersetzen. Ihre Kinder und mittlerweile Enkel:innen spüren diese Auswirkungen immer noch. Ausbeutung auf der einen Seite, Ablehnung auf der anderen. Fraglich, ob sich viele Personen motivieren lassen, sich dem auszusetzen oder ob es doch bessere Angebote gibt. Es ist fast befriedigend zu sehen, wie uns die rassistische Politik auf den Schädel fliegt. Weitergehen wird das Paradoxon trotzdem. Eine großartige Fehlerkultur existiert in Österreich ja nicht.

DOSSIERMEDIEN

BUCH



Schiefe Bilder

Was kommt Ihnen in den Kopf, wenn Sie an Monica Lewinsky, Yoko Ono, Pamela Anderson oder Romy Schneider denken? Sie eint, dass von ihnen verzerrte Erzählungen die Öffentlichkeit beherrschen und sie teils als widerständige, schwierige, undankbare Frauen gezeichnet werden. Und dieses Bild

bis heute in vielen Köpfen über sie herrscht. In der Tageszeitung Der Standard starteten die Journalistinnen Beate Hausbichler und Noura Maan deshalb die Serie „Geradegerückt“, wo sie Frauenbiografien erzählen, die in ein schiefes Licht gerückt worden waren. Daraus ist im vergangenen Jahr auch das Buch mit den gesammelten Porträts entstanden, in dem sie nochmals darlegen, wie vor-
eingonnen wir oft Frauen gegenüber sind, besonders wenn diese im Rampenlicht stehen.

Insgesamt 28 Frauen stellen die Herausgeberinnen vor. So lesen sich in dem Buch etwa die Geschichte von Natascha Kampusch, die sich nach ihrer Flucht nicht als das „per-

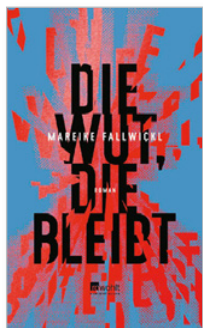
fekte Opfer“ inszenieren ließ. Oder Marie Antoinette, die in der Geschichtsschreibung zum Symbol für die Verschwendung am königlichen Hof in Frankreich wurde, obwohl diese schon vor ihr bestand. Oder Camilla Parker Bowles, die immer als „die andere Frau“ dargestellt wurde, ohne dass jemand König Charles als Fremdgänger thematisierte. Oder Monica Lewinsky, der mehr oder weniger die Schuld an der Affäre mit Bill Clinton zugeschrieben wurde.

Auch wenn es sich hier durchwegs um prominente Frauen handelt, heißt das nicht, dass solche Bilder nicht auch um „normalsterbliche“ Frauen gewoben werden. Herausgeberin Beate Hausbichler

sagte in einem Interview mit der Münchner Abendzeitung zu ihren Beweggründen: „Wir wollen nicht diese privilegierten Frauen retten, sondern es geht uns auch um Fairness für alle Rezipientinnen. Wir wollen den Leserinnen zeigen: Es ist nicht normal, dass man so mit Frauen umgeht“. „Geradegerückt“ sorgt jedenfalls dafür, dass zumindest diese Geschichten nicht ewig so weitererzählt werden und hilft, (bekannte) Frauenbilder zu entzerren. (red)

Beate Hausbichler, Noura Maan (Hg.)
Geradegerückt. Vorverurteilt, skandalisiert, verleumdet: Wie Biografien prominenter Frauen verzerrt werden.
Kremayr & Scheriau, 2023
224 Seiten, 24 Euro

BUCH



Exzellentes Wutwerk

Man würde schrille Wörter erwarten, Hass, vielleicht auch Schimpfwörter und Wutti-raden. Stattdessen schafft es Mareike Fallwickl in ihrem

Roman „Die Wut, die bleibt“ mit bildhaft lebendiger Sprache, die dennoch die Ruhe einer präzisen Beobachterin vermittelt, eine Geschichte zu erzählen, die einem abwechselnd die Sprache verschlägt und (nur innerlich?) schreien lässt.

Das Buch startet (Achtung: Spoiler!) mit dem Suizid einer dreifachen Mutter. Danach erzählt die Autorin zwei Geschichten, die ineinander verwoben sind: Die der besten Freundin der Verstorbenen, die sich plötzlich in einer Ersatzmutterrolle wiederfin-

det, sowie die der Tochter, die auf ihre Weise um die verlorene Mutter trauert und die in sich einen Widerstand gegen das patriarchale System spürt, den sie auch zunehmend lebt.

Es tut weh zu lesen: über die Gewalt, die Frauen erleben; die Mental Load, die sie übernehmen; die Aufgaben, die bewusst wie unbewusst Frauen zugeschoben werden, die sie sich teils auch zuschieben lassen, denn: Wer würde es sonst machen? Dennoch muss man immer weiterlesen, die Geschichte sowie

Fallwickls präzise und einfühlsame Beschreibungen entwickeln einen Sog, der eine:n nicht loslässt. Neben der Wut, die durchschwingt, verleiht das Ende der Lektüre auch ein Stückchen Mut. Mut, die eigene(n) Rolle(n) als Frau, Mann, Mensch zu reflektieren und Mut aus altgedienten sowie letztendlich auch gefährlichen Systemen endlich auszubrechen. (red)

Mareike Fallwickl
Die Wut, die bleibt
Rowohlt-Verlag 2022
384 Seiten, 22,70 Euro

POPULÄRKULTUR

GRAPHIC NOVEL



Trans-Empowerment

Schweden gilt als eines der queerfreundlichsten Länder weltweit. Bei den Rechten für trans Menschen war das Land jedoch lange Zeit weniger liberal: Erst 2013 wurde das Gesetz zur Zwangssterilisation abgeschafft, der sich trans Personen unterziehen mussten, wenn sie ihren Geschlechtseintrag

ändern lassen wollten. In eben diesen Zeitraum hat Comicautor Elias Ericson die Story seiner neuesten Graphic Novel angesiedelt: Diana und Charlie sind 17, trans bzw. nicht-binär und BFF, Best Friends Forever. Nur auf den ersten Blick handelt es sich um gelangweilte Teenager in Malmö, die mit Komasaufen, Drogen und Partys den Knatsch mit Eltern und Weltschmerz hinter sich zu lassen versuchen. Für die heranwachsenden Queers setzt sich die alltägliche Erfahrung, nicht dazuzugehören, in Selbsthass und Selbstverletzung fort – Spaß haben die beiden höchstens, wenn sie bis zum Exzess feiern. Vor allem der Schwarze Teen Charlie kipt in immer

kürzeren Abständen von einem Extrem ins andere.

„Unbequeme“ queere Figuren wie Diana und Charlie sind noch immer eine Ausnahme in der Comicwelt, die Elias Ericson hier mit kritzigem, mürrischem Strich zu Papier gebracht hat. Er erzählt von den schwierigen Seiten des Erwachsenwerdens für Queers, beschreibt aber auch starke Momente der Zuversicht: Diana und Charlie geben einander – und ihre mitunter ziemlich komplizierte Freundschaft – nicht auf. Mut und Widerstandsfähigkeit finden sie insbesondere in der Trans-Community, an die sie schließlich Anschluss finden. Am Ende protestieren die zwei Teens zusammen

mit anderen für ihre Rechte. „Ich wollte einen Kampfteil in dem Buch, in dem die Charaktere gegen Zwangssterilisation demonstrieren, damit sie gemeinsam einen Moment des Transkampfes und der Macht erleben“, so Ericson. Eine Coming-of-Age-Lektüre, die – nicht nur Jugendlichen – Hoffnung schenkt. (Vina Yun)

Elias Ericson

Diana & Charlie

Luftschacht 2023

224 Seiten, 24 Euro

PODCAST



Auf die Feminismus-Couch

So vielfältig die Ideen und Konzepte von Feminismus sind, so bunt sind auch die Themen des Podcasts „Gro-

ße Töchter“. Diesen gestaltet Beatrice Frasl, Buchautorin, Kolumnistin der Wiener Zeitung, Kulturwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin. Was sie in all ihren Tätigkeiten vereint: Eine feministische Brille aufzusetzen und durch diese aktuelle Themen zu durchleuchten. Es brauche mehr feministische Gegenöffentlichkeit, sagte sie 2018 in der Tageszeitung Der Standard zum Start ihres Podcasts. Diesen feministischen Öffentlichkeitsraum kreiert Beatrice Frasl mittlerweile seit bald sechs Jah-

ren; jede Folge mit jeweils einer Gästin und gelegentlich auch einem Gast. Die Folgen ähneln entspannten Wohnzimmergesprächen zwischen Freund:innen, obwohl es (fast) immer um Ernstes geht: Wenn Frasl etwa mit Yvonne Widler über Femizide, mit Andrea Czak über Alleinerzieherinnen, mit Nina Fuchs über KO-Tropfen, mit Huschke Mau über das Nordische Modell der Prostitution, mit Waslat Hasrat-Nazimi über Frauenrechte in Afghanistan oder mit Julia Brandner über Sterilisation

und Kinderlosigkeit spricht. Die meisten Gespräche dauern rund eine Stunde. Zum Mitnehmen findet sich in jeder Folge etwas. (red)

www.grossetoechter.podbean.com



POPULÄRKULTUR

BUCH



Heldinnengeschichte

ORF-Journalist und Autor Jürgen Pettinger holt mit seinem Buch „Dorothea“ queere Geschichte ans Licht. In der Romanbiografie geht es um Schauspielerin Dorothea Neff und Kostümbildnerin Lilli Wolf. Neff riskierte ihr

Leben, indem sie ihre jüdische Partnerin ab 1940 bis zum Kriegsende bei sich in ihrer Wiener Wohnung versteckte. Neben viel Mut und weiteren Unterstützer:innen gehörte sicher auch eine Portion Glück dazu, so lange nicht aufzufliegen. „Dorothea“ erzählt von der Grausamkeit der Nazi-Zeit, aber auch von Solidarität in kleinem und großem Ausmaß. Die Geschichte ist beklemmend und doch muss sie bis zum Ende gelesen werden. Dass die bekannte Schauspielerin Dorothea Neff Liebesbeziehungen zu Frauen pflegte, war bisher kaum bekannt. „Mir geht es darum, queere

Geschichte auszugraben. Ich will, dass die Gesellschaft begreift, dass queere Menschen immer schon da waren, immer schon in der Mitte der Gesellschaft gestanden sind“, sagte Jürgen Pettinger in einem ORF-Interview. Das tat er bereits vor drei Jahren in seinem Buch über Franz Doms, einem homosexuellen Mann, der in der NS-Zeit hingerichtet worden war. Bis 1971 waren homosexuelle Beziehungen in Österreich verboten. Das gesamtgesellschaftliche Schweigen über Homosexualität hielt sich darüber hinaus. Bücher wie die von Pettinger tragen dazu bei, queere Geschichte nicht

mehr unter dem Geschichtsteppich verschwinden zu lassen. Auf seiner Lesetour letztes Jahr musste Pettinger allerdings auch erfahren, dass es bis heute nicht überall einen sicheren Platz für queere und für jüdische Geschichte gibt. Eine geplante Lesung im November wurde abgesagt, da die Veranstalter aus Angst vor Anfeindung und Angriffen keine Veranstaltung mit jüdischem Konnex ausrichten wollten. (red)

Jürgen Pettinger

Dorothea. Queere Heldin unterm Hakenkreuz

Kremayr & Scheriau, 2023
192 Seiten, 24,00 Euro

BUCH



Vom Mitlaufen und vom Widerstand

In der Schule, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, bei Diskussionen – die Mitlaufgefahr lauert überall. Es gibt verschiedene Gründe, warum wir wie feige Lemminge agieren (obwohl diese wider

ihrem Ruf gar keine feigen Tiere sind). Journalistin Solmaz Khorsand zeigt in ihrem Buch „untertan“ anhand anschaulicher Beispiele, warum sich Menschen – und das überraschend schnell, Stichwort Milgram-Experiment – (vermeintlichen) Autoritäten unterwerfen und anpassen. Sie geht etwa auf die NS-Zeit, auf den Genozid von Srebrenica oder eine Performance von Marina Abramovic ein, bei der Besucher:innen sie nach kurzer Zeit malträtierten. Auf die Frage, wie sie zum Thema gekommen sei, antwortete Khorsand in einem FM4-Interview: „Ich gehöre einer Gruppe von

Menschen an, die sich immer die Frage gestellt haben, wie viel eigentlich in der österreichischen und deutschen Gesellschaft, die voller Nachkommen von Tätern und Ermöglicern des Zweiten Weltkriegs besteht, subkutan noch vorhanden ist.“ Anpassung muss aber nicht immer zwangsläufig schlecht sein, manchmal ist sie eine Überlebensfrage. So versteckte sich etwa Samson Cioma Schönhaus in aller Öffentlichkeit im Nazi-Deutschland, indem er sich schicke Anzüge schneidern ließ und in Lokale ging, wo die Nazi-Elite verkehrte, bis er als Sommerfrischler getarnt in

die Schweiz fliehen konnte. „Offenen Widerstand muss man sich leisten können“, schreibt Khorsand, „Wer kann es sich erlauben, aufzustehen, das Land, die Firma, die Partei, den Ehemann zu verlassen? Wer kann es aushalten, eine Gruppe gegen sich zu wissen?“ Widerstand zu leisten, sei daher oft ein Privileg. Eine spannende Lektüre, die zum Reflektieren des eigenen Lemmingdaseins bewegt. (red)

Solmaz Khorsand

untertan. Von braven und rebellischen Lemmingen

Leykam Verlag, 2024
160 Seiten, 22,50 Euro

BUCH



Es braucht auch Rosen

Martin Schenk, Sozialexperte der Diakonie, Mitbegründer der Armutskonferenz, Psychologe und MO-Kolumnist, legt mit seinem neuesten Buch „Brot und Rosen“ einen sehr lesenswerten Essay rund um das Thema Armut vor. Der Titel spielt auf den Streik von 20.000 Textilarbeiterinnen vor über 100 Jahren im US-amerikanischen Massachusetts an. Ihr Motto: „Wir brauchen Brot, aber wir brauchen die Rosen dazu“. Soll heißen: Neben Lebensmitteln, Wohn-

raum und existenzsicherndem Einkommen braucht es zu einem Leben in Würde auch Anerkennung, Vertrauen, ein Sozialleben, Kultur. Martin Schenk ist auch Mitinitiator des Kulturpasses, mit dem seit über 20 Jahren finanziell benachteiligte Menschen freien Eintritt in vielen kulturellen Einrichtungen bekommen. Für eine treffsichere Armutsprävention brauche es allgemein sowohl Sozialleistungen für Betroffene als auch universelle, armutspräventive Leistungen. Dabei verweist Schenk in seinem Buch etwa auf eine OECD-Studie, die zeigt: Länder, die ihre Sozialleistungen nur auf Armutsbetroffene konzentrieren, gehören zu den Ländern mit der höchsten Armut – ein „Paradoxon der Verteilung“. (red)

Martin Schenk

Brot und Rosen. Über Armut

Edition Konturen, 2024

72 Seiten, 12 Euro

BUCH



Aus den Akten

Journalistin und Politikwissenschaftlerin Sylvia Köchl durchforstete Akten von Gerichtsprozessen gegen Frauen, die zwischen 1923 und 1974 – dem Jahr der Einführung der Fristenlösung – abgetrieben hatten. Vor allem armutsbetroffene Frauen wurden für ihre Abbrüche verfolgt.

Schon damals führte Bestrafung nicht dazu, dass ungewollte Schwangerschaften nicht abgebrochen wurden. Etwa wenn das Einkommen nicht für ein Kind reichte, die Gesundheit der Schwangeren gefährdet war oder die Frau schlicht kein bzw. keine weiteren Kinder wollte. Köchl legt ein wichtiges Geschichtsbuch zur Abtreibung in Österreich vor. Ein Politikum ist das Thema geblieben. Der Zugang zu sicheren Schwangerschaftsabbrüchen ist bis heute nicht allen Frauen gewährleistet. (red)

Sylvia Köchl

DELIKT ABTREIBUNG. Frauenarmut, ungewollte Schwangerschaften und illegale Abbrüche

Mandelbaum Verlag, 2024

254 Seiten, 22 Euro

IMPRESSUM

MO REDAKTION:

c/o SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2,
1070 Wien, T +43 1 524 99 00,
F +43 1 524 99 00-9,
redaktion@momagazin.at,
www.momagazin.at

REDAKTION:

Milena Österreicher (Chefredakteurin; mö),
Karin Wasner (Fotoredaktion), Petja Dimitrova (Porträt-
Illus), Alexander Pollak (apo), P.M. Hoffmann (Illustrati-
onen), Eva Vasari (Illustrationen)

AUTOR:INNEN DIESER AUSGABE:

Ronya Alev, Menerva Hammad, Sarah Kleiner, Naz Küçü-
ktekin, Salme Taha Ali Mohamed, Milena Österreicher,
Klaus Ottomeyer, Magdalena Pichler, Alexander Pollak,
Martin Pollack, Nadja Riahi, Martin Schenk, Philipp
Sonderegger, Vanessa Spanbauer, Vina Yun

COVERBILD: Karin Wasner

ARTDIREKTION: Mitko Javritchev

LAYOUT-KONZEPT: Theo Kammerhofer

DRUCK: Ferdinand Berger & Söhne GmbH,
Wiener Straße 80, 3580 Horn

ANZEIGEN: Ute Meißnitzer,
ute.meissnitzer@sosmitmensch.at
Telefon: +43 1 524 99 00-16

ABOS: Maiko Sakurai, abo@momagazin.at
Telefon: +43 1 524 99 00-23

VERTRIEB:

Beilage „Der Standard“; Straßenkolportage

AUFLAGE: 45.000

HERAUSGEBERIN:

SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2, 1070 Wien,
T +43 1 524 99 00, F +43 1 524 99 00-9,
Mail: office@sosmitmensch.at
Web: www.sosmitmensch.at
ZVR: 22747570

OFFENLEGUNG gem. § 25 MedienG:

Medieninhaber (Verleger) und
Herausgeberin: SOS Mitmensch
Sitz: Wien
Geschäftsführung: Alexander Pollak,
Gerlinde Affenzeller
Obfrau: Zeynep Buyraç
Grundlegende Richtung: Gegen Diskriminierung,
für Menschenrechte, Demokratie und Chancen-
gleichheit.
ZVR: 22747570

SPENDEN:

IBAN: AT12 2011 1310 0220 4383
BIC: GIBAAWXXXX
MO ist das Medium von SOS Mitmensch gegen
Rassismus und Diskriminierung, für Menschenrechte,
Demokratie und Chancengleichheit. Der Nachdruck der
Beiträge ist bei Nennung der Quelle und Übersendung
von Belegexemplaren ausdrücklich erwünscht, wenn
das Copyright nicht ausgewiesen ist. Die Rechte der
Fotografien liegen bei den Urheber:innen.
Falls kein:e Urheber:in ausgewiesen ist:
SOS Mitmensch.

ANDERE ÜBER...

Das letzte soziale Auffangnetz gehört neu gestrickt

Der Zugang zur Sozialhilfe ist besonders für Frauen und Menschen mit Behinderung schwer. Zeit, den Missstand aufzuheben.

KOMMENTAR: RONYA ALEV



Illustration: Petja Dimitrova

Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Beginnen wir mit der Guten: Österreich hat einen gut ausgebauten Sozialstaat. Doch damit gleich zur Schlechten: Genau das allerletzte Auffangnetz, das für all jene Menschen da sein sollte, die nicht aus eigenen Mitteln ihre Grundbedürfnisse decken können, funktioniert nicht. Es ist löchrig – und gehört neu gestrickt. Dieses Netz heißt in Österreich Sozialhilfe, sie gibt es in der aktuellen Form seit rund fünf Jahren. Doch diverse Hürden – entweder im Gesetz schon verankert oder in der praktischen Umsetzung – erschweren vielen, insbesondere Frauen und Menschen mit Behinderungen, den Zugang dazu. Dazu kommt, dass manche Menschen in Österreich bewusst durch das Gesetz von der Sozialhilfe ausgeschlossen sind und es einer Lotterie gleicht, da je nach Bundesland, in welchem man um diese ansucht, unterschiedlich hohe Sozialhilfe ausgezahlt wird. Je nach Bundesland variieren zudem die Kinderrichtsätze sowie die Definitionen für Alleinerzieher:innen. Gerade der Aspekt der Zugänglichkeit ist

für das Recht auf soziale Sicherheit – zu dem sich Österreich verpflichtet hat – wesentlich. Doch viel zu stark herrscht bei Politiker:innen, aber auch in der Gesellschaft, die Haltung, es handle sich um Almosen. Anstatt Menschen ihre Rechte zu gewähren, werden sie zu Bittsteller:innen gemacht. In Folge verzichten viele darauf, Sozialhilfe zu beantragen – auch wenn sie ihnen zustehen würde. Dazu kommen in der Antragstellung Anforderungen, die besonders für Frauen teilweise kaum bewältigbar sind. Frauen, das wissen wir aus zahlreichen Studien und Statistiken, sind einem höheren Armutsrisiko ausgesetzt. Beziehen sie Sozialhilfe, müssen sie Kinderbetreuungspflichten für Kinder über drei Jahre mit der Arbeitswilligkeit vereinen. Schaffen sie das nicht, weil sie etwa die Hauptlast der Sorgearbeit tragen, drohen Kürzungen in der Sozialhilfe. Auch Frauen, die Gewaltbeziehungen überlebt haben, sehen sich großen Hürden in der Antragstellung gegenüber: So müssen sie unter Umständen für die Beschaffung von Dokumenten oder zur Klärung der Einkommensverhältnisse in Kontakt mit

den gewalttätigen Ex-Partnern treten. Für viele nicht machbar.

Um Sozialhilfe zu beziehen, müssen außerdem zuerst Leistungen gegenüber Dritten verfolgt werden. Das kann etwa im Fall von erwachsenen Menschen mit Behinderungen bedeuten, dass sie Unterhaltsansprüche gegenüber Familienangehörigen, unter Umständen sogar ihren erwachsenen Kindern, verfolgen – in einigen Fällen gar einklagen – müssen. So wird erwachsenen Menschen finanzielle Unabhängigkeit erschwert und man lässt sie erneut zu Bittsteller:innen werden.

Soweit also die schlechte Nachricht. Um aber mit etwas Positivem zu enden: Dieses System kann geändert werden. Das ist der klare Auftrag an die nächste Regierung. Denn Menschenrechte gehören geachtet – und das von allen Politiker:innen.

Ronya Alev ist Advocacy & Research Officer bei Amnesty International Österreich und untersuchte die Hürden im Zugang zur Sozialhilfe in Österreich. Der aktuelle Amnesty-Bericht „Als würdest du zum Feind gehen“ dazu ist auf www.amnesty.at nachzulesen.

Sind Sie für gelebte Demokratie in Klassenzimmern?

Melden Sie jetzt Ihre Schule
für die Pass Egal Wahl
zur Nationalratswahl
2024 an!



**PASS
EGAL**



AN SCHULEN

Ein Schulprojekt zu Demokratie und Wahlausschluss

Weitere Infos und Anmeldung unter:

www.passegalwahl.at



SOS
Mitmensch

30 Jahre **SOS**
Mitmensch

**Zum Ersten,
zum Zweiten,
zum Dritten
GEHOLFEN!**

**24
KUNST
AUKTION
2024**



**24. Benefiz-Auktion
zeitgenössischer Kunst
zugunsten von SOS Mitmensch**

Mitbieten: 25. Juni bis 4. Juli 2024
online unter www.dorotheum.com/sos
und www.sosmitmensch.at

+ anschließender Nachverkauf bis 25. Juli